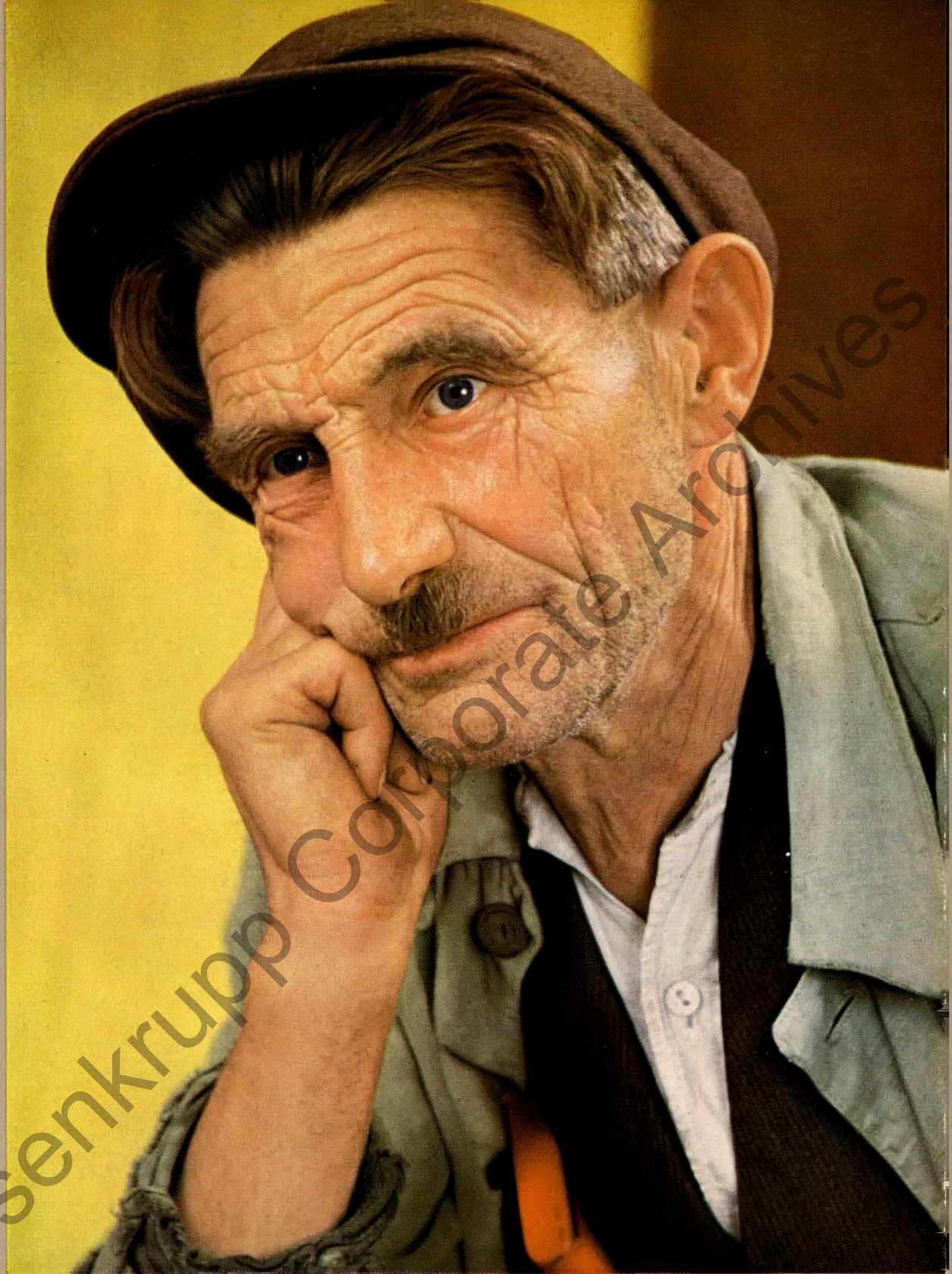




Westfalenhütte



**WERKZEITSCHRIFT
DER WESTFALENHÜTTE AG
DORTMUND**

**8. JAHRGANG
NR. 7 · JULI 1956**

Titelbild:
Nach einem Leben harter Arbeit

Nebestehend:
Alter Invalide und Enkel
Zeichnung von Heinz Kalisch

3. Umschlagseite:
Muße im Schrebergarten

Aus dem Inhalt:

Unsere alten Freunde
Unsere Ehrentafel
Nach einem Leben Arbeit
Der Mensch steht im Mittelpunkt
Der Vorstand gibt Bericht
Fahrt frei für die neue Hafenbahn
Im Kreuzfeuer der Kritik
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
Die Eltern waren zu Gast
Eine Menge Geld
Es geht um deinen Arbeitsplatz
Adolf Dünnebacke bei uns
Der Tag der Schwerbeschädigten
Die Normalarbeitszeit
Flamme empor
Es geht um das Betriebsklima
Beginn und Reife
Gerhart Hauptmann
Unsere Krankenkasse
Unsere Jugend
Steckenpferde
Der Griff zur Pulle
Götterdämmerung
Berlin
Revolverkino
Hüttenkieker

Herausgeber: Westfalenhütte AG, Dortmund;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Auflage: 17800.

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

Es liegt in der Natur des Menschen: Niemand läßt sich gern daran erinnern, daß er älter wird; doch liegt es in der Natur der Schöpfung, daß wir alle älter werden müssen. Und ob es uns paßt oder nicht paßt: eines Tages gehören wir alle, du und ich und jeder, der heute neben dir und mir am Arbeitsplatz steht, zu den „Ausgedienten“. Ausgedient im landläufigen Sinne ist kein schönes Wort. Es hat den penetranten Geruch des Nicht-mehr-Verwendbaren, des alten Eisens, des Gnadenbrodessers. Sollen unsere „Ausgedienten“ wirklich nur Gnadenbrotesser sein? Leben sie von unserem Mitleid?

Freunde, gönnt dem Bild auf der Titelseite dieses Heftes einmal eine halbe Minute der Betrachtung. Was liegt nicht alles in den Gesichtszügen dieses Arbeitsveteranen! Ein ganzes, langes Menschenleben hat seine Runen in dieses Antlitz eingegraben. Da stehen zu lesen Kummer und Freude, Schweiß und Mühsal, aber auch Güte, unendlich viel Güte. Und über allem liegt der Glanz der Weisheit, des Wissens um das wahre Maß der Dinge. Eine Weisheit, die keine Schule lehrt, eine Weisheit, die nur ein gelebtes Leben den Alten beschert...

Sicherlich: wir tun viel für unsere Pensionäre, Rentner und Invaliden: die Pensionen wurden in größtmöglicher Höhe und als Rechtsanspruch festgesetzt; wir haben erneut die Beträge um 30 v.H. erhöht. Das ist fürwahr eine ganze Menge und vermutlich viel mehr, als andere Firmen für ihre Alten aufbringen. Doch, Freunde, laßt es mit dem Materiellen nicht bewenden.

Unsere alten Freunde

Natürlich ist es aller Ehren wert, daß — nicht zuletzt durch unseren Fleiß — die Alten vor der Not geschützt sind, daß sie nicht nur auf das angewiesen sind, was Vater Staat für die Rentner herastut, daß sie — wie wir anstreben — beispielsweise an unserer Lohnentwicklung in gewissem Umfang teilhaben, daß sie auch nicht vergessen sind, wenn das Weihnachtsgeld ausgeschüttet wird. Für alles das sind unsere Alten natürlich von Herzen dankbar. Dankbarer aber sind sie, wenn wir sie wissen lassen, daß sie nicht nur in den Listen der Altersversorgung zur Westfalenhütte gerechnet werden, daß wir alle sie vielmehr nach wie vor als unsere Mitarbeiter betrachten und behandeln. Kurzum: wenn wir ihnen zeigen, daß wir uns auch von Mensch zu Mensch mit ihnen allen verbunden fühlen.

Habt ihr schon einmal erlebt, wie die Augen eines Alten aufleuchten, wenn wir ihm ein viertel Stündchen gönnen, um ihm von dem zu erzählen, was heute auf der Hütte vorgeht? Wenn wir ihm sagen, wie man noch heute an „seinem“ Arbeitsplatz seinen Namen kennt und nennt, wie der und jener dies und das von einem „Alten“ angenommen hat und den Jüngeren weitergibt? Man sollte den Alten — und sich selbst — viel öfters diese Freude machen.

Vergessen wir nicht: Früher oder später werden wir alle, du und ich, auf dieses menschliche Wort warten. Früher oder später kommt der Tag, an dem wir unser Werk in jüngere Hände legen müssen. Die Zeit steht nicht still. Das Alter macht der Jugend Platz. Aber wenn wir schon eines Tages ausgedient haben, möchte doch keiner von uns ausgedient sein. Die Sonne des Lebensabends ist das Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben und im Werk, das nun jüngere Hände tun, fortzuleben. Vergeßt das nicht, Freunde, auf daß die, die nach euch kommen das auch nicht vergessen werden...

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Heinrich Mathias, Maschinenabteilung Hochofen: Durch die vorgeschlagene Winkelleisensicherung wird das unbeabsichtigte Herunterfallen der Bleche vermieden, so daß sich die Fallen an den Erzbundern nicht mehr verklemmen können und das Erz ungestört nachrutschen kann.

Günter Milbert, Maschinenabteilung Stahlwerke: Die Drehkrane I — II im Martinwerk II fielen oft durch Störungen aus, die durch die Beschädigungen der Keilnuten und Spannschrauben hervorgerufen wurden. Durch die neue gefederte Fangvorrichtung für die Greiferverriegelung werden die harten Stöße beim Arbeiten mit Magnet aufgefangen und die Betriebsstörungen wesentlich verringert.

Karl-Heinz Wolter, Elektrotechnische Abteilung: Die Punktschweißmaschine der Bandreinigung Kaltwalzwerk erhielt die vorgeschlagene Sicherungsschaltung. Dadurch werden Störungen im Schweißbetrieb und Beschädigungen des Schweißtransformators vermieden.

Wilhelm Brasse und Max Schütza, Maschinenabteilung Walzwerk VIII, schlugen eine Änderung des Vorstoßes an der Blockschere im Walzwerk VIII vor. Es ist jetzt möglich, die Blöcke einfacher zu unterteilen und so mit weniger Schrottabfall beim Walzen auszukommen.

Wilhelm Garbe, Feuerwehr: Durch die neue Löschvorrichtung für die Gießkatzenölwannen im Thomaswerk ist es dem Kranführer möglich, einen Ölbrand schon im Entstehen zu löschen. Größere Brandschäden an dem Kran werden dadurch vermieden.

Willi Weiden, Walzwerk III, und Heinz Sonntag, Maschinenabteilung Walzwerk III, änderten den festen Vorstoß an der Knüppelschere Walzwerk III in einen klappbaren Vorstoß um. Diese Änderung erleichtert wesentlich die wöchentlich erforderlichen Reparaturarbeiten und nimmt den Arbeiten ihre Schwere und Gefährlichkeit.

Heinrich Zülch, Elektrotechnische Abteilung: Der von ihm entwickelte Stromabnehmer arbeitet infolge der eingelegten Gummiplatten und des Aluminiums als Kontaktstück sehr weich und fängt harte Schläge ab, ohne dadurch beschädigt zu werden. Er hat sich im Betrieb ausgezeichnet bewährt.

Jubilare Juli 1956

40

ROSKE, HEINRICH

Elektrotechnische Abteilung

RAJKOWSKI, JOSEF

Eisenbahnabteilung

STRUCH, WILHELM

Eisenbahnabteilung

NENNTWICH, WILHELM

Elektrotechnische Abteilung

GESING, HEINRICH

Hauptregistratur

KUROWSKI, FRANZ

Werk Barop

25

JUNGLASS, FRANZ

Werk Barop

BUSCHELL, WILHELM

Eisenbahnwerkstätten

GANSEL, EMIL

Elektrotechnische Abteilung

GRYZA, ALFONS

Bauabteilung

JARCEWSKI, JOHANN

Elektrotechnische Abteilung

SZYSKA, JOSEF

Werk Barop

MARSCHINSKI, ADOLF

Hauptschlosserei

GROSSETIGGES, FRIEDRICH

Energiewirtschaft

Verdienstvolle Mitarbeiter

Heinrich Quermann, Werk Barop: Durch das auf seine Veranlassung eingeführte Schleifsteinfutter für Walzenschleifsteine ist eine wesentlich bessere Ausnutzung der Schleifsteine möglich.

W. Pielsticker, Maschinenabteilung Walzwerk I: Die von ihm vorgeschlagene mechanische Sicherung an dem Meisterschalter, die ein unbefugtes Einschalten der Blockschere Walzwerk I verhindern soll, ist ausgeführt worden.

Otto Doll, Elektrotechnische Abteilung: Die Absaugevorrichtung in der Ankerwickerei wurde zwar vom Betrieb in Auftrag gegeben, doch hat Doll die Aufgabe so gut gelöst und eigene Ideen darauf verwendet, daß eine Prämierung gerechtfertigt ist. Der Schleifstaub kann jetzt nicht die mit der Arbeit beschäftigten Schleifer gesundheitlich gefährden.

Gustav Schacht, Elektrotechnische Abteilung, hat zwei gute Vorschläge eingereicht: Das auf seine Veranlassung eingeführte automatische Senken der Hochfensonden I und II bedeutet für den Aufzugsmaschinisten eine Erleichterung und eine Sicherheit für den Betrieb, daß der Verschluß des Hochofens einwandfrei arbeitet. Die ebenfalls auf seine Veranlassung eingerichtete Hilfssonde am Aufzug Hochofen I ist vorteilhaft. Sie arbeitet so, daß sie bei Stromausfall nicht durch ihr Eigengewicht abläuft und sich im Hochofen festsetzt. Auch werden hierdurch Störungen im Hochofengang vermieden.

Gustav Fromme, Lehrwerkstatt: Die auf seinen Vorschlag geänderte Traverse an den Schienendrehkränen hat sich bewährt. Eine Reparatur dieses sehr störanfälligen Teiles ist jetzt wesentlich erleichtert und fordert erheblich geringere Zeit als vorher.

Fritz Zepuntke und Franz Häusler, Breitbandwalzwerk: Durch die auf ihren Vorschlag hin vorgenommenen Änderungen an dem Vorgerüst des Breitbandwalzwerkes ist der Walzenwechsel jetzt wesentlich einfacher geworden, so daß bei jedem Vorwalzenwechsel etwa zwei Stunden eingespart werden können. Diese Zeiteinsparung wirkt sich auf die Produktion des Betriebes günstig aus.

Bei Pensionären der Westfalenhütte zu Besuch

Für jeden Menschen kommt einmal die Zeit, wo er nicht mehr arbeiten kann. Einmal ist der letzte Arbeitstag da, und es folgt der Lebensabend.

Der Staat verpflichtet den arbeitenden Menschen, seinen Lebensabend finanziell zu sichern, indem jeder von seinem Gehalt oder Lohn eine bestimmte Summe für die Invalidenversicherung abführen muß. Aber die Rente des Staates ist nur gering. Die Sicherung des Lebensabends durch die öffentliche Sozialpolitik ist nicht befriedigend gelöst. Augenblicklich steht gerade diese Frage im Bundestag zur Debatte. Die Presse berichtete oft genug davon, daß mit den Leistungen der Sozialversicherung ein Rentner kaum das Existenzminimum bestreiten kann. Deshalb fühlt sich das Werk für den Menschen verantwortlich, der nach jahrelanger treuer Werkszugehörigkeit nicht mehr arbeiten kann: Solange die Sicherung des Lebensabends durch die öffentliche Sozialpolitik nicht befriedigend gelöst ist, macht es sich der Betrieb zur Aufgabe, seinen langjährigen treuen Mitarbeitern die Sorge des Alters abzunehmen oder mindestens zu erleichtern.

Diese Einsicht bewog unser Werk, schon frühzeitig eine zusätzliche Altersversorgung entstehen zu lassen. Am 3. Juli 1953 wurde eine neue Pensionsordnung eingeführt, die durch eine Übergangszulage am 15. Mai 1956 aufgebessert wurde.

Aber die finanzielle Sicherung des Lebensabends ist nicht das einzige Problem, das unsere Mitarbeiter anfällt, wenn sie in den Ruhestand treten. Viele glauben, ihr Leben habe den Sinn verloren, wenn ihr Tag nicht mehr mit der Arbeit im Beruf ausgefüllt ist. Aus diesem Grunde fällt es manchem schwer, nicht mehr zu arbeiten, in den Ruhestand zu gehen.

Es ist eine Kunst für sich, sinnvoll und zufrieden seinen Lebensabend auszugestalten. Und jeder versteht es noch lange nicht!

„Ich weiß, wofür ich da bin“

Franz Hinke stand mit seiner Frau an der Wand seines Häuschens angelehnt, das er sich auf dem Gelände des Kleingartenvereins „Hafenwiese“ aufgebaut hat. Er rauchte gemütlich sein Pfeifchen und ließ befriedigt seinen Blick über die Beete seines Gartens, die er selbst bearbeitet hat, schweifen und freute sich, daß alles blühte und gedieh.

30 Jahre war er bei der Westfalenhütte in der Drahtverfeinerung als Drahtzieher beschäftigt. Am 1. Januar 1954 wurde er pensioniert. Auch Franz Hinke ist im Leben nichts erspart geblieben: Zwei seiner drei Söhne sind im Kriege gefallen. 1944 wurde seine Wohnung in der Mallinkrodtstraße ausgebombt. Auch sein Gartengrundstück, das er seit 1927 auf dem Gelände der Hafenwiese besitzt, traf eine Bombe. Aber mit unerschütterlicher Energie ging er daran, sich eine

neue Wohnung aufzubauen. Seine Frau half ihm dabei: Von morgens vier bis in den späten Abend pickte sie aus den Trümmern Steine sauber, die ihr Mann Stein auf Stein bis zum fertigen Häuschen zusammenfügte. 1946 konnten sie in die drei Zimmer ihres Häuschens auf der Gartenwiese einziehen. „Ich könnte nirgendwo besser wohnen, als hier zwischen den Gärten“, sagt Franz Hinke heute, „denn es ist nicht jedermanns Sache, in einem Häuserblock in der Stadt zu wohnen.“ Langeweile oder die bange Frage: „Wofür stehe ich morgens auf?“ kennt Franz Hinke nicht. „Für mich gibt es am Tag genügend zu tun: Der Garten muß bestellt und die Hühner und der Hund müssen gefüttert werden.“ Daneben hält sich Franz Hinke ein Aquarium mit Goldfischen, die auch versorgt sein wollen. „Auch meine Frau hat genügend Arbeit“, meint Franz Hinke, „neben ihrer Hausarbeit schafft sie mit im Garten, denn sie versteht etwas da-

Ihm schmeckt noch das Pfeifchen! Kürzlich wurde Franz Preis 80 Jahre alt





Franz Hinke und Frau vor ihrem Häuschen, das sie sich für den Ruhestand gebaut haben

von." Franz Hinke verlangt es nicht, sein Kleingartenparadies zu verlassen. „Nur alle Vierteljahr einmal gehe ich in die Stadt, um die notwendigen Dinge zu besorgen.“ Abends geht er auch schon mal gerne in das nahe gelegene Vereinshaus, um mit Nachbarn und Freunden beim Glas Bier Skat zu spielen. Sonntags kommt oft die Tochter mit Enkelin zu Besuch. Dafür hält Großmama für die Enkelin

Rosemarie immer eine leckere Überraschung aus dem Garten bereit.

Frühstückskorb zum „Achtzigsten“

Außerhalb des Getriebes der Großstadt, auf dem Wicksweg in Dortmund-Brackel, hat Franz Preis sein Haus stehen, in dem er nun schon 38 Jahre wohnt. Seine jüngste Tochter führt ihm den Haushalt. Von 1905 bis 1943 arbeitete er auf der Westfalen-

hütte im Siemens-Martin-Werk als Ofenmaurer. Heute nimmt er noch regen Anteil am Werkgeschehen. Durch unsere Werkzeitschrift „Westfalenhütte“ erfuhr er vom Bau des neuen Siemens-Martin-Werks.

Wenn sich die Gelegenheit bietet, will er das neue Werk besichtigen. Kürzlich feierte Vater Preis seinen achtzigsten Geburtstag. Das war ein großes Familienfest. Seine beiden verheirateten Töchter mit Enkel und Enkelinnen kamen zu Besuch. „Eine besondere Freude an diesem Tage war für mich, als ganz unerwartet ein Beauftragter der Westfalenhütte schellte und mir einen Frühstückskorb überreichte. Ein schönes Zeichen dafür, daß die Westfalenhütte ihre Pensionäre nicht vergißt!“

Die achtzig Jahre sieht man Vater Preis nicht an. Noch heute arbeitet er täglich in seinem Garten und hält ihn instand. Daneben gilt seine Sorge



Enkelin Rosemarie darf die Erdbeeren probieren, die Frau Hinke gepflückt hat

den Hühnern. Seine Tochter meinte: „Solange das Pfeifchen und die Zigarre schmecken, ist nichts zu befürchten!“

Altersglück auch in der Stadt

Nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt kann für alte Leute gut wohnen sein. Ein Beispiel dafür gibt das Ehepaar Heinrich Brosk. In der Scharnhorststraße haben sie eine nette Dreizimmerwohnung, in der sie ihren Lebensabend verleben. Zu ihrer Wohnung gehört ein großer Balkon, auf dem sie sich bei warmem Wetter fast immer aufhalten. Eine Reihe Blumenkästen auf der Mauer macht ihnen viel Freude. Ihnen gilt ihre



Franz Ziegler, Franz Neuß, Paul Skibikki, Otto Johann, Hermann Domhöfer an der Kläpkenbude

sorgsame Pflege. Nach einer Operation kann sich Frau Brosk nur noch schlecht bewegen. Darum muß sie viel sitzen: bei einem Buch, einer Zeitschrift oder bei einer Handarbeit für einen ihrer drei Enkel — so ist ihr das keine Last, und sie ist zufrieden mit ihrem Los. Ihr Mann kennt keinen falschen Männerstolz und sorgt derweil für die Hausarbeit. „Ich bin über diese Aufgabe sogar froh“, meint er, „ist mein Tag doch so sinnvoll ausgefüllt!“ 1954 wurde Heinrich Brosk pensioniert, nachdem er 44 Jahre bei der Westfalenhütte als Lokführer beschäftigt war. Gern berichtet er aus der Zeit, als er noch als Lokführer auf der Lokomotive stand. Die Kilometer sind nicht zu zählen, die er während seiner langen Berufszeit gefahren ist. „Ich war immer gern in meinem Beruf tätig“, sagt Heinrich Brosk, „darum habe ich auch bis zum 70. Lebensjahr durchgehalten!“ Nun



Heinrich Brosk mit seiner Frau auf dem Balkon ihrer Wohnung

◀ Sie gehen täglich in den Erholungsanlagen spazieren: Franz Stolz, früher beim Werkschutz der Westfalenhütte, und August Funk, früher Bergmann auf Kaiserstuhl

Das Alter und die Jugend: Ein Pensionär schaut dem Spiel der Kinder in den Erholungsanlagen der Westfalenhütte zu

genießt er die wohlverdiente Ruhe und wünscht seiner Frau und sich Gesundheit für ein noch langes Zusammensein.

Wie Franz Hinke, Heinrich Brosk oder Franz Preis gibt es viele Pensionäre auf der Hütte, die ähnlich ihren Lebensabend verleben. Daneben gibt es aber auch Pensionäre, die allein sein müssen, weil ihre Frau starb, die Söhne fielen, die Angehörigen fernab wohnen. Doch auch ihr Lebensabend ist gesichert. Es sind Menschen, die ein ausgefülltes Leben hinter sich haben, die jahrelang treu ihre Pflichten taten, die nun auch ihren Lebensabend auszufüllen wissen. Allen Pensionären sei die Ruhe nach einem Leben voller Arbeit gegönnt.





Lehrlinge bei Sang und Klang

Der Mensch

„Freiheit soweit wie möglich — Betreuung soweit wie nötig“ — das konnte über der Jahrestagung des Sozialausschusses der Wirtschaftsvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie stehen. Die vielseitigen und umfassenden Referate — wir veröffentlichen sie in gekürztem Wortlaut, weil sie jeden von uns angehen — stellten betont „den Menschen in den Mittelpunkt des Betriebes“.

Jedwede heutige betriebliche Sozialpolitik soll dem Arbeitnehmer größtmögliche Freizügigkeit belassen, ihn selbst als Gestalter seines Lebens ansprechen. Sie hat nur dort helfend eingzugreifen, wo die Leistungskraft des Menschen überfordert ist, wo die in erster Linie zur Hilfe verpflichteten staatlichen, kommunalen, karitativen Körperschaften nicht hinreichend helfen können oder wollen. Deshalb wollen wir keine patriarchalische Wohlfahrtsarbeit, keine Betreuung „von der Wiege bis zum Grabe“, sondern das Anstreben eines möglichst hohen Lohnes und Gehaltes nach größtmöglicher Produktivität des Betriebes, damit jeder nach den Stunden harter Arbeit sein eigenes Leben in völliger Unabhängigkeit und Freiheit bei größtmöglichem Lebensstandard zu leben vermag. Daß die Pensionsregelung als Rechtsanspruch gesichert ist, steht dieser Auffassung nicht entgegen, unterstreicht sie vielmehr.

Direktor August Best erklärte u. a.:

Industrielle Probleme können und dürfen nicht isoliert betrachtet werden. Erfolgreiches wirtschaftliches Denken und Handeln ist heute unmöglich geworden, ohne zugleich auch die Auswirkungen auf die betroffenen Menschen zu berücksichtigen. Ebenso muß in der Umkehrung alle soziale Arbeit auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Bedacht nehmen. Alle Erscheinungen des sozialen Lebens greifen ineinander; sie stehen unter der Gesetzmäßigkeit der sozialen Interdependenz, d. h. der wechselseitigen Abhängigkeit der verschiedenen Größen des gesellschaftlichen Seins und Bewußtseins.

Das industrielle Unternehmen ist längst darüber hinausgewachsen, eine bloße Stätte betrieblicher Leistungserstellung zu sein. Der moderne Industriebetrieb ist durch

Beschreibung seiner sichtbaren Struktur nicht hinlänglich gekennzeichnet; unter der wahrnehmbaren Oberfläche verbergen sich Probleme mannigfaltiger Art. Durch das verzweigte Netzwerk menschlicher Beziehungen steht der industrielle Großbetrieb mit dem gesellschaftlichen Bereich in steter Wechselbeziehung und ist so zu einem gesellschaftspolitischen Faktor ersten Ranges geworden.

Betrieb hat gesellschaftliche Verpflichtungen

Es ist eine Halbwahrheit, wenn gesagt wird, daß der Betrieb eine wirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen hat; die psycho-soziologischen Erkenntnisse über die soziale Natur des Industriebetriebs verlangen als eine unabdingbare Ergänzung, den Industriebetrieb gleichzeitig als eine Institution mit gesellschaftlichen Verpflichtungen anzuerkennen. Sozialwirtschaftliches Denken und Handeln bedeutet also eine Erweiterung der einzelwirtschaftlichen Schau und einzelwirtschaftlichen Tätigkeit zu einer gesellschaftlichen. Nur so kann auch eine optimale Erreichung des Betriebszwecks erwartet werden.

Da die sozialwirtschaftliche Betrachtungsweise menschenbezogen ist, beinhaltet sie gleichzeitig auch ein bestimmtes Menschenbild, das verlangt, den Menschen im Produktionsprozeß nicht länger nur unter dem Kostengesichtspunkt und dem Aspekt des Produktionsfaktors zu sehen, sondern ihm als Menschen voll Rechnung zu tragen.

Es ist daher in unserem sozialwirtschaftlichen Arbeitsbereich oberstes Gebot, den schaffenden Menschen nicht nur gleichsam wie einen menschlichen Rohstoff als bloßes (Hilfs-)Mittel zum Produktionszweck zu schätzen, sondern seine Persönlichkeit zu respektieren.

Vermenschlichung der Produktion

Die Ausgangssituation ist, daß wir den Menschen in die Rationalisierung einbeziehen, d. h. seine Arbeitskraft sinnvoll ausschöpfen und ihn dem Gesetz einer weitgehenden Mechanisierung unterstellen müssen. Unter dem Aspekt,

steht im Mittelpunkt

wie die menschliche Arbeitskraft im Rahmen der sachlichen Anforderungen eingesetzt werden kann, besitzt der Mensch eine gewisse Mittel-zum-Zweck-Stellung. Es ist uns aus einsichtigen Gründen unmöglich geworden, die Rationalisierung aufzugeben und zu vorindustriellen Arbeitsformen zurückzukehren. Ist es also nicht möglich, die Mittel-zum-Zweck-Gefährdung des Menschen zu vermeiden, dann wird — um mit den Worten des bekannten Tübinger Theologen Prof. Thieliöke zu reden — „erst recht alles darauf ankommen, auf dem Boden der Rationalisierung selbst für menschliche Äquivalente zu sorgen.“ Das bedeutet, die Arbeitsbedingungen des schaffenden Menschen an seine Erfordernisse anzupassen und festzustellen, welcher Leistungsgrad und welche Verfassung der Arbeitsbedingungen ihm angemessen sind und ihm innerhalb seiner Inanspruchnahme im Produktionsprozeß noch das Menschsein gestatten; keinesfalls aber bedeutet das, einseitig das Produktionssoll zum Maßstab der Beanspruchung zu machen. Nur wenn dies berücksichtigt wird, kann das Vertrauen der Belegschaften erwachsen, das für eine ersprießliche Sozialarbeit unerläßlich ist.

Der gerechte Lohn

Eine bedeutsame Rolle für das Wohlbefinden der in einem abhängigen Arbeitsverhältnis Stehenden spielt auch die Lohnfindung. An dieser Stelle ist als ein Instrument zur gerechteren Lohnfindung die analytische Arbeitsbewertung zu erwähnen. Sie hat sich in den letzten Jahren in unseren Mitgliedswerken immer mehr eingeführt. Die Anzahl der Lohnempfänger in unseren Mitgliedswerken, die nach diesem Verfahren entlohnt wird oder deren Entlohnung nach diesem Verfahren vorbereitet wird, betrug 1951 107 000, 1955 220 000. Dieses Ergebnis zeigt, daß die Praxis heute nicht mehr an der analytischen Arbeitsbewertung vorbeigehen kann. Auch die Durchführung der Arbeitsbewertung für Angestelltentätigkeiten findet immer größeres Interesse.

Die zunehmende Bedeutung der analytischen Arbeitsbewertung wird weiter dadurch gekennzeichnet, daß sich

die Tarifpartner, nämlich in unserem Fall die IG Metall und der Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie, seit längerem mit der Aufgabe beschäftigen, die analytische Arbeitsbewertung in den kommenden Rahmentarif einzubauen. Wir hoffen, daß diese Arbeiten, an denen wir durch Bereitstellung einiger unserer Fachleute beteiligt sind, bald zur allgemeinen Zufriedenheit abgeschlossen werden können.

Facharbeiter unentbehrlich

Ständige Vergrößerung der Unternehmen, Arbeitsteilung, Mechanisierung und Rationalisierung sind nicht ohne Einfluß auf die Berufsausbildung geblieben. Es wäre aber völlig abwegig, wollte man annehmen, die technische Entwicklung habe eine Grundausbildung überflüssig gemacht oder werde dies im Zeichen automatisierten Arbeitsvollzugs zumindest in absehbarer Zukunft bewirken. Die Maschine hat zwar viele manuelle Tätigkeiten ersetzt, nicht aber die Bedeutung des Facharbeiters gemindert. Er wird vielmehr bei den laufend komplizierter werdenden Maschinen und Aggregaten immer notwendiger, sowohl bei ihrer Herstellung als auch bei ihrer Wartung und Instandhaltung. Das Einsichtsvermögen in die verwickelten Zusammenhänge und wechselseitigen Abhängigkeiten der Arbeitsvorgänge erlangt zukünftig eine wachsende Bedeutung; eine grundlegende Ausbildung kann also keineswegs übersprungen werden. Woher soll sonst die Verantwortung für die Bedienung der kostbaren maschinellen Einrichtungen kommen, wenn die Vorgänge, die durch Betätigung von Hebeln und Knöpfen ausgelöst werden, unbekannt sind, wenn nicht bekannt ist, welche enormen Werte auf dem Spiele stehen, kurz: wenn das Verständnis für die verschlungenen Zusammenhänge des Produktionsprozesses fehlt.

Der „Hüttenmann“ kommt

In Erkenntnis dieser Sachlage bemüht sich der Fachausschuß „Arbeits- und Ausbildungsfragen“ unseres Ausschusses für Sozialwirtschaft schon seit mehreren Jahren um die Einführung des Ausbildungsberufs „Hüttenmann“. In zahlreichen Verhandlungen mit allen Stellen, die für die Anerkennung dieses Ausbildungsberufs zuständig sind, ist Übereinstimmung erzielt worden. Für die Anerkennung steht jetzt nur noch die Einigung der Tarifpartner über die arbeitsrechtlichen Fragen aus. Nachdem in direkten Verhandlungen mit beiden Tarifpartnern die bisherigen Schwierigkeiten weitgehend beseitigt werden konnten, ist recht bald mit einem Abschluß zu rechnen.

Die Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses liegt uns selbstverständlich ebenso am Herzen wie die des gewerblichen. Aus diesem Grunde führen wir seit 1952 Zwischenprüfungen der Industriekaufmannslehrlinge durch, um sie auf die Abschlußprüfungen bei den Industrie- und Handelskammern vorzubereiten.

Wir befürworten auch die Bemühungen der Arbeitsstelle für betriebliche Berufsausbildung, durch eine Straffung des Ausbildungsplanes für den Industriekaufmann eine Anpassung an die heutigen Anforderungen zu erzielen.

Wir brauchen Führungsnachwuchs

Wenn in der Industrie immer wieder der Ruf nach dem Führungsnachwuchs laut wird, so möge man bedenken, daß noch viel hoffnungsvolles Potential in Kreisen schlummert, denen bislang auf Grund der Mängel unserer Schulverfassung und der ungleichen gesellschaftlichen Startpositionen die nötigen Zertifikate fehlen, die heute noch immer als ausreichende Legitimation für die Eignung zum Aufstieg angesehen werden.

Es war für mich eine Befriedigung, zu erfahren, daß die Meisterfortbildungskurse unseres Fachausschusses „Arbeits- und Ausbildungsfragen“ von Monat zu Monat mehr Anklang finden. Diese vierwöchigen überbetrieblichen Lehrgänge vermitteln berufliche Grundkenntnisse, Fachkunde und Kenntnisse der Sozialwirtschaft; sie sind zweifellos förderlich gewesen für die Heranbildung des Nachwuchses bis zur Meisterebene.

Was uns in der heutigen — und erst recht in der künftigen — Situation not tut, sind Persönlichkeiten in den verantwortlichen Stellungen unserer Wirtschaft, deren Vorstellungswelt auf das Leben in seiner umfassenden Ganzheit gerichtet ist. Wir brauchen Menschen, die alle Lebens-



Im Kindergarten.

vorgänge um uns herum von einem bestimmten Leitbild aus beurteilen. Wenn es auch zweifellos richtig ist, daß zur Führungseignung eine besondere Befähigung und bestimmte charakterliche Qualitäten vorhanden sein müssen, um die Einseitigkeiten eines Spezialistentums ausgleichen zu können und Führungsaufgaben nicht nur gleichsam als Funktionär zu erfüllen, so ist doch andererseits auch nicht zu leugnen, daß vorhandene Anlagen gefördert und ausgebildet und Fertigkeiten erlernt und geübt werden können und müssen. Die Heranbildung der Führungskräfte und ihre Vorbereitung auf die Aufgaben der Zukunft kann also nicht sorgfältig genug betrieben werden.

Als Eigenschaften, die für die Qualifikation echten Führungsnachwuchses unerlässlich sind, möchte ich vor allem das bereits erwähnte Verantwortungsbewußtsein, soziales Einsichts- und Orientierungsvermögen und soziale Geschicklichkeit hervorheben.

Im Zeichen der Automation

Die beiden Zeichen, unter denen unsere technische und wirtschaftliche Zukunft stehen wird, sind Atomkraft und vor allem Automation. Durch die Automation werden bekanntlich Vollzug, Steuerung und Kontrolle der Vorgänge im Industriebetrieb dem arbeitenden Menschen abgenommen und auf selbsttätige Mechanismen verlagert.

Sinn des Lebens ist nur das Leben selbst

Direktor Adolf Jungbluth führte in seinem Vortrag „Die menschliche Seite der Rationalisierung“ u. a. aus: Auf dem Boden der philosophischen und artverwandten Wissenschaften ist ein Kampf um die Frage entbrannt, ob es sich bei der Automation um die zweite oder dritte

Die Automation ist als ein Teil des technischen Prozesses, ebenso wie die Technik selbst, keineswegs gut oder schlecht, sondern wird es immer erst mittelbar durch die Art ihrer Verwendung durch den Menschen. Sie umschließt daher beide Möglichkeiten: Fluch und Segen. Das Kennzeichen dieser Entwicklung ist eine enorme Steigerung der Produktivität. Hierdurch kann eine erhebliche Verbilligung der Produkte eintreten. Ein riesiger Markt kann erschlossen werden, der die Beschäftigung aufrecht erhält. Auch die sonstigen großartigen Perspektiven, die die Automation eröffnet, sind unverkennbar. Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß weiteste Käuferschichten durch eine sehr breit gestreute Einkommensverteilung mit der hinreichenden Realkaufkraft ausgestattet werden. Dies bedeutet, daß die Automation sich nur dann wirtschaftlich sinnvoll auswirken kann, wenn ein gewisser Wohlstand im Volke gut verteilt vorhanden ist. Dazu aber ist gerade allseitige Beschäftigung erforderlich.

Die Revolution der Roboter

Sie verlangt gebieterisch eine rechtzeitige wirtschaftliche und soziale Planung, um die Gefahren zu bannen, die sich aus einem unkontrollierten Fortgang der Automation ergeben können. In den Fragen der Berufsausbildung und Umschulung wird die Zukunft große Anpassungsfähigkeit erfordern; denn manche Berufe, für die wir heute noch junge Menschen ausbilden, werden vermutlich in absehbarer Zeit nicht mehr bestehen, und neue Berufe werden aus der technischen Notwendigkeit heraus geschaffen werden müssen. Ich sagte bereits, daß eines sich heute schon mit ziemlicher Gewißheit abzeichnet: Der Typ des Facharbeiters wird immer mehr gefragt.

Dies aber bedeutet für denjenigen bisherigen Hilfsarbeiter, der nicht mehr umgeschult werden kann, daß für ihn nur noch im Bereich der persönlichen Dienstleistungen Verwendung ist!

Sozialpolitik muß beständig bleiben

Im großen und ganzen läßt sich feststellen, daß die Sozialpolitik in unseren Werken insofern beständig geblieben ist, als sie die konjunkturelle Entwicklung nicht mitgemacht hat, so daß zu hoffen ist, daß sie auch in schlechteren Zeiten ihre Beständigkeit wahrt und nicht zusammenbrechen wird. Dagegen steht die Wirtschaftspolitik unter dem Zeichen einer Ausnutzung der Konjunktur. Eine Wirtschaftspolitik aber, die die konjunkturellen Gipfel mitbestiegt, ist in stetiger Gefahr eines Sturzes. Bei einem allzu tiefen Sturz würde aber die Sozialpolitik mit in Gefahr geraten. Deshalb haben wir ein gutes Recht darauf, einen kritischen Blick auf die Wirtschaftspolitik zu werfen. Einer solchen Wirtschaftspolitik aber kann man mitunter den Vorwurf mangelnder Entschlußfähigkeit nicht ersparen, die darin liegt, den Gruppeninteressen nicht eindeutig genug entgegenzutreten. Dies ist gewiß nicht leicht angesichts der Tatsache, daß einmal Unternehmer alle Freiheiten einer liberalen Wirtschaftspolitik für sich in Anspruch nehmen, gleichzeitig aber dem Wirtschaftsminister der Vorwurf der Untätigkeit gegen die dauernden geldwertgefährdenden Preissteigerungen gemacht wird und man sich zum anderen in seiner individuellen Freiheit behindert fühlt, wenn die Regierung regulierende Maßnahmen ergreifen will.

Solche Beispiele zeigen immer wieder aufs neue die Bedeutung unserer Forderung nach Führungskräften in der Wirtschaft, die sich bewußt sind, daß sowohl in guten Zeiten als auch in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs sich der Mensch dem Menschen ernsthaft verpflichtet fühlen muß und ein an Gruppeninteressen orientiertes Denken und Handeln abzulehnen ist.

industrielle Revolution oder eine Phase oder die Endphase einer latenten, einer Perfektion zustrebenden technischen Revolution handelt. Und wie so oft werden uns auch hier kommende Realitäten die klare Antwort geben, weil alle moderne Philosophiererei Spekulationen bleiben

müssen, die übermorgen schon von den Gegebenheiten von morgen überholt sind.

Das, was uns in diesem Kreise besonders bewegen muß, ist der Umstand, daß offenbar wiederum das Menschliche vergessen wird in der Hast eines Geschehens, das abermals — wie in der ersten Phase der industriellen Revolution — nur von Technikern und Kaufleuten beherrscht wird. Was wir mit diesem „Menschlichen“ meinen, ist uns zwar selbst nur mangelhaft bewußt, aber irgendwie empfinden wir, daß da etwas zu klären ist, das neben der klaren Wissenschaftlichkeit und Systematik der Technik bisher nur als intuitiv getragene Improvisation einhergegangen ist.

Es wäre unsinnig, in irgendeiner Weise die Technik an sich verdammten zu wollen. Erkennen aber müssen wir heute, daß die soziale Entwicklung mit der technischen Entwicklung in keiner Weise Schritt gehalten hat.

Das Ortega-y-Gasset-Wort: „Technik ist die Anstrengung, Anstrengungen zu vermeiden“ sollte dahingehend seine Ergänzung finden, daß wir sagen: Technik ist die Anstrengung, immerwährend danach zu trachten, dem Arbeitenden die Arbeitsbedingungen immer menschenwürdiger zu gestalten.

Keine karitative Sozialpolitik

Wenn wir heute von Sozialpolitik sprechen, insbesondere wenn es sich um eine solche auf dem Boden der Wirtschaft und des Betriebes handelt, dann werden meist Vorstellungen ausgelöst, wie sie sich aus ökonomischen und sozialen Theorien des 19. Jahrhunderts entwickelt haben und die heute noch weitgehend das Denken großer Kreise beherrschen. Immer noch sind es Vorstellungen von fürsorgerischen, karitativen, mildtätigen, wenn nicht gar barmherzigen Handlungen, wie sie in den Damenkränzchen um die Jahrhundertwende selbstgefällig entstanden, wenn die dazumal so aktuelle „soziale Frage“ diskutiert wurde.

Es soll nicht verkannt werden, daß wir in Deutschland in der jüngeren Zeit durch die Betriebsverfassungen gute Ansätze für eine Neugestaltung wohlverstandener sozialer Betriebsarbeit bekommen haben.

Gewiß ist auf sozialpolitischem Gebiet dank wohlmeinender Pioniere und der intensiven Arbeit der Gewerkschaften manches geschehen. Den Tarifen und den Arbeitszeitregelungen wurde ein klares Gefüge gegeben und vielerlei Willkür beseitigt. Das wird, ebenso wie die gesetzliche Verankerung des Achtstundentages, von den heute lebenden Generationen im übrigen gar nicht der Bedeutung entsprechend gewürdigt und wird erst in kommenden Zeiten in seiner ganzen geschichtlichen Bedeutung richtig zur Geltung kommen.

Wir haben nicht alles getan...

Was geschah aber auf der betrieblichen Ebene im menschlichen Bereich, das gleichzusetzen wäre den vielen großartigen Rationalisierungsleistungen auf technischem Gebiet? Ist nicht Rationalisierung von dem lateinischen bedeutsamen Wort Ratio, d. h. Vernunft, abgeleitet? Es bleibt zu fragen:

1. Ist bei Durchführung aller technischen und organisatorischen Rationalisierungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte immer ein ausreichendes Augenmerk auf die verschiedenartigsten menschlichen Interessen gerichtet worden? ... und

2. werden heute die vielfältigen im Zusammenhang mit dem Einsatz der Durchführung, der Gestaltung und Erhaltung der menschlichen Arbeit aufkommenden Gesichtspunkte rationell, d. h. methodischer Vernunft entsprechend, wahrgenommen?

Auf beide Fragen können wir nur mit einem eindeutigen und nachdrücklichen „Nein“ antworten. Wir sind mit der sozialen und humanitären Gestaltung in unseren Betrieben im allgemeinen weit hinter der technischen Entwicklung zurückgeblieben und begnügen uns, um unser Gewissen zu beruhigen und unser Bestmögliches zu tun — und abgesehen von einigen gut entwickelten Einzelmaßnahmen —, im großen und ganzen mit wohlgemeintem Dilletantismus.

Förderung der Arbeitswissenschaften

Wir haben heute den Zeitpunkt erreicht, da die humanitäre und soziale Rationalisierung um den arbeitenden Menschen eine Konkretisierung fordert. Hier ist ein Umfang an Wissensgebieten mit enger Verflechtung eines für die Arbeit um das menschliche Tätigsein im modernen Betriebsgeschehen notwendigen Gedankengutes akut, dem sich die moderne Wissenschaft nicht mehr entziehen kann. Sie wird sich der Notwendigkeit um so mehr bewußt werden, je klarer sie sich darüber ist, daß Wirtschaft, Produktion, Rationalisierung und immerfort steigende Produktivität nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Zweck — nämlich für den Menschen tätig zu sein — ihre Daseinsberechtigung verdankt. Für den Menschen tätig sein, d. h. ein ständiges Wechselspiel zwischen wirtschaftlicher und sozialer Aufgabenstellung.

Immer und zuerst der Mensch

Das Leitmotiv aller modernen Wissenschaften vom Menschen ist das Prinzip der Ganzheit. „Der Mensch ist weder Leib noch Seele für sich, sondern eine Einheit in und mit sich und mit denen, unter denen er lebt.“ All sein Verhalten, Empfinden und Denken ist bedeutungsvoll umweltbezogen, wobei Familie, Freundeskreis, Organisation und Berufsgemeinschaft die engsten Zirkel schlagen. Von diesen sozialen Kreisen werden das Handeln, Wirken und das unbewußte Verhalten beeinflußt. Der soziale Kreis wird entscheidend für berufliche Leistungen, die innere Einstellung zur Arbeit, das Geltungsbedürfnis und den gesamten Funktionskomplex. Alle jene — häufig zu Unrecht dramatisierten — Probleme um „Mensch und Technik“, „Mensch und Maschine“, „Arbeitszufriedenheit“ usw. gehören zu dem sozialen Fragenkreis. Im Bereich der Arbeitswissenschaften kommt daher den sozialen Wissenschaften, der Soziologie — insbesondere der Betriebssoziologie, aber auch der Sozialpsychologie und Sozialpädagogik —, beachtliche Bedeutung zu. Die vielfältigen praktischen Anliegen, die sich vom Betrieb aus ergeben, konzentrieren sich in einem Grundsatz: Pflege des Kontaktes zum Mitmenschen — horizontal und vertikal — derart, daß im Vordergrund das eine steht: die selbstverständliche, schlichte Achtung dessen, daß jedes Glied der betrieblichen Zweckorganisation immer und zuerst der Mensch ist.

Der Lohn ist Sozialproblem Nr. 1

Nach wie vor wird der Lohn, das Gehalt das Sozialproblem Nr. 1 bleiben, weil deren Höhe für die Lebensführung und Lebensgestaltung, aber auch für die Zukunft der Familie, die Berufsausbildung der Kinder, die Lebenssicherung und schließlich den Kulturstandard entscheidend ist. Die möglichst gerechte Stufung der Löhne und Gehälter im Rahmen der von den Tarifkontrahenten ausgehandelten Sätze ist daher für die innerbetriebliche Sozialarbeit ein entscheidender Faktor.

Die Arbeitsanalyse

In einer erfreulichen Weise hat sich die Arbeitsanalyse, wie sie zunächst nur der Arbeitsbewertung vorgeschaltet war, als ein brauchbares Mittel erwiesen für eine Fülle anderer Anwendungsbereiche, die in ihrer ganzen Breite heute offenbar noch nicht erkannt sind. Unter Arbeitsanalyse verstehe ich die Aufgliederung jedes Arbeitsplatzes in die Arbeitsaufgaben und die Darstellung der an diesen Arbeitsplatz gestellten Anforderungen hinsichtlich Können, organischer, körperlicher, geistiger, psychischer und nervlicher Belastung. Sie gibt sowohl den Personalabteilungen wie den Ausbildern, Werksärzten, Psychologen, Arbeitstechnikern usw. gute Handhaben zu zweckmäßigem Einsatz des einzelnen. Damit wird für die Rationalisierung des menschlichen Einsatzes ein wesentlicher Beitrag geliefert.

Mut zur Muße

Es scheint mir sehr bemerkenswert zu sein, daß das Thema „Mut zur Muße“ das Hauptreferat des vorjährigen Bundeskongresses des REFA-Verbandes bildete. Der Referent, Prof. Krämer, fand sehr kluge Worte für die Erklärung und Steuerung dieses Grundübels unserer Zeit. Aber besonders bemerkenswert ist es, daß diese klugen Worte

von der Notwendigkeit, die Hast unserer Tage zu dämpfen und gegen die Tyrannei der Betriebsamen Front zu machen, vor REFA-Männern gesprochen wurden, deren Aufgabe es sein, daß es darum geht, heute viel mehr als früher den nach landläufiger Auffassung bisher war, mit ihrer „Zeitenscinderei“ den Kümmel aus dem Käse zu holen. Möge es ein erfreuliches Zeichen auch für die REFA-Arbeit arbeitenden Menschen gesund und froh zu erhalten als die Vorgabezeiten pedantisch aufzuspalten. Gestehen wir es doch offen: Wir haben die Arbeit für den Menschen in der Wirtschaft bisher nur zu vertreten gewagt, wenn wir zugleich mit dieser den Nachweis einer gestiegenen Rentabilität zu erbringen vermochten. Zwar hat es sich erwiesen, daß die mannigfaltigen humanitären Maßnahmen auf weitere Sicht immer gestiegene Wirksamkeit nach sich zogen, aber es ist heute an der Zeit, das Schielen nach materiellem Erfolg durch ein Erkennen menschlicher Verpflichtung zu ersetzen.

„Wahre Humanität besteht darin, daß nie ein Mensch einem Zweck geopfert wird“, sagt der große Menschenfreund Albert Schweitzer.

Was macht der Arbeiter mit der Freizeit?

Man hört sooft von der Sorge sprechen, was der Arbeiter wohl mit gewonnener Freizeit beginnen würde. Auch da lassen Sie mich bekennen: Ich bin gewiß, daß erst die ausgedehntere Freizeit und die Befreiung von aller Fron die Bahn freigegeben wird für eine echte *Sozialkultur*, die das massensuggestive Pseudoglück unserer Tage als historischen Schutt begraben wird. Wenn die 180 Jahre industrielle Revolution mit den Hekatomben an Leid, Not und Qual und der Kampf um Menschenrechte mit nicht geringeren Opfern ihren Sinn gehabt haben sollen, dann muß glückverheißend der Inhalt des Goethe-Wortes wahr werden: „Sinn des Lebens ist nur das Leben selbst.“

Weshalb werde ich so früh invalide?

Direktor Diedrich Dännemark erklärte in seinem Referat „Die Frühinvalidität und ihre Probleme“ u. a.:

Mit Besorgnis müssen wir feststellen, daß die Lebenspyramide unseres Volkes nur auf einem schwachen Sockel steht. Wenn wir uns dazu noch vor Augen halten, wie viele unserer arbeitsamen und wertvollen Menschen bereits zwischen dem 40. und 60. Lebensjahr dahinsterven oder vorzeitig invalide werden, so haben wir allen Grund, über die gegebene Situation im Interesse von Mensch und Wirtschaft nachzudenken. Es läßt sich heute nicht mit Sicherheit übersehen, ob uns in den nächsten zwanzig Jahren die notwendigen Fachkräfte in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen, um unser Wirtschaftsleben so intakt zu halten, wie es volkswirtschaftlich notwendig ist.

Durchschnittlich mit 53 Jahren invalide

Obwohl die Durchschnittslebensdauer der Menschen ständig zunimmt, für das Mittelalter wird sie mit 33 Jahren, 1789 mit 35,5, 1900 mit 49,2, 1947 mit 66,8 und 1953 mit 71 Jahren angegeben, halten Gesundheit, Leistungs- und Arbeitsfähigkeit offensichtlich in zunehmendem Maße den Beanspruchungen des täglichen Lebens nicht mehr stand. Aus den Veröffentlichungen der letzten Jahre dürfen wir entnehmen, daß in den Jahren 1950 bis 1952 drei Viertel aller Neubewilligten Renten der Invalidenversicherung an Menschen gingen, die noch keine 65 Jahre alt waren. Nur etwa 53 Jahre betrug das Durchschnittsalter, in dem diese Menschen aus dem Arbeitsprozeß ausschieden.

Im Jahre 1953 entfielen vom gesamten Rentenanzugang in der Invalidenversicherung 73,8% auf Rentner, die die Altersgrenze noch nicht erreicht hatten. Bei den Männern waren 65,5% und bei den Frauen sogar 84% unter 65 Jahre alt. In der Angestelltenversicherung hatten 63,1% der Empfänger von Neubewilligten Ruhegeldern die Altersgrenze noch nicht erreicht. Hier waren bei den Männern 53,3% und bei den Frauen 83,6% unter 65 Jahre alt. Das Durchschnittsalter der wegen Berufsunfähigkeit Frühinvalidisierten betrug in der Invaliden- und Angestelltenversicherung zusammen 54,3 Jahre.

Jeder Neunte vor Altersgrenze berufsunfähig

Die Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz hat im Jahre 1955 für 25 400 Arbeiter und Arbeiterinnen Invalidenrenten neu bewilligt. Davon hatten nur 3173 = 12,5% das 65. Lebensjahr erreicht. Vom gesamten Rentenanzugang entfielen also 87,5% auf Rentner, die noch keine 65 Jahre alt waren. So wurde von zehn Rentnern fast jeder neunte vor Erreichung der Altersgrenze berufsunfähig.

Allein die Kreislaufstörungen stellen mit einem Anteil von über 40% die Hauptursache vorzeitiger Invalidität dar. Unter den Todesfällen im Alter zwischen 25 und

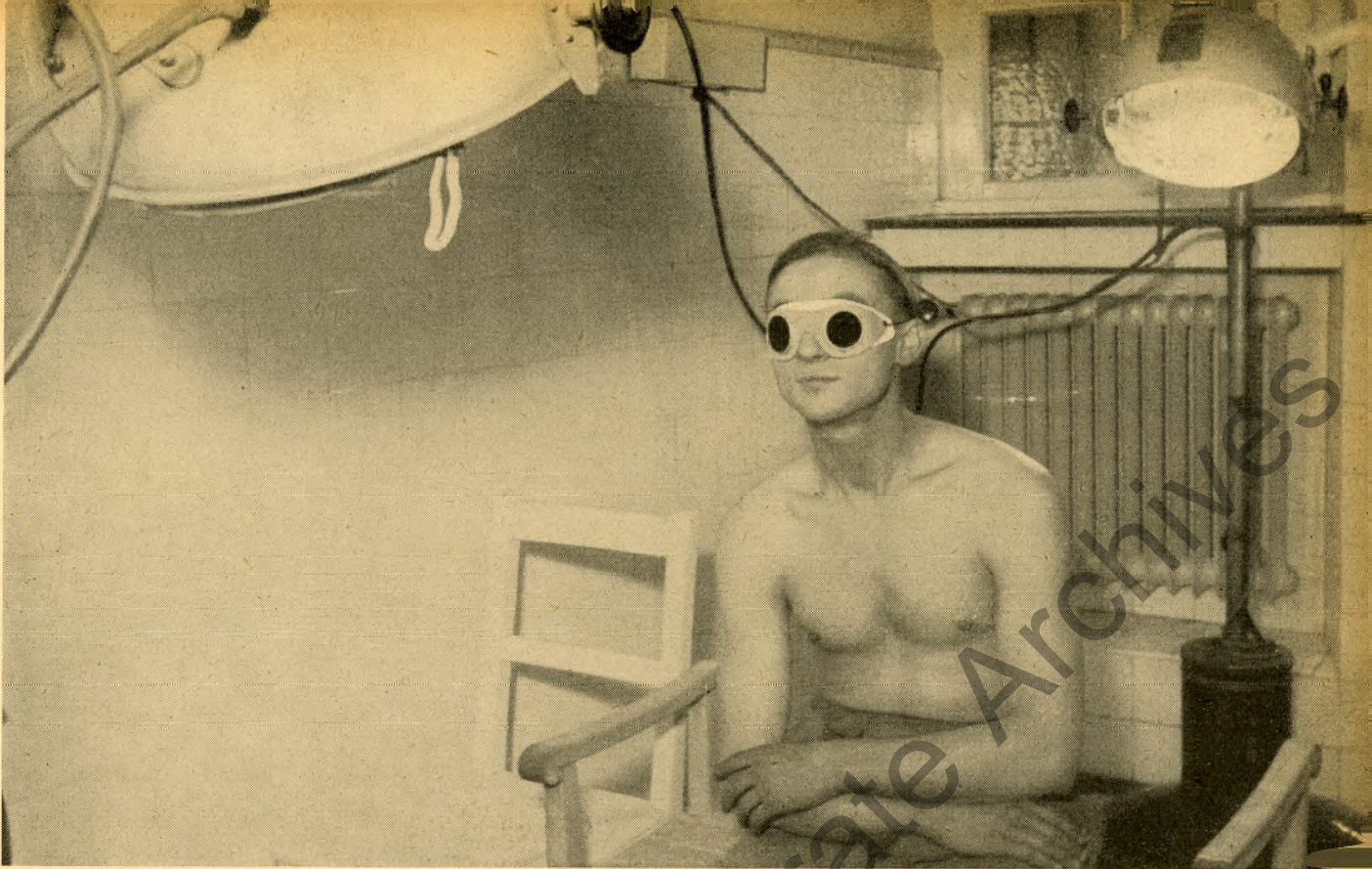
65 Jahren waren, wie der Verband deutscher Rentenversicherungsträger mitteilt, bei rund 60% Herz-, Gefäß- und Kreislauferkrankungen die Ursache.

Sehr interessante Untersuchungen gehen davon aus, daß die Zahl der Anträge auf Invaliditätsrenten im Bereich unterschiedlicher Landesversicherungsanstalten auffallend verschieden ist. In Hamburg wurden z. B. von den an Männern bewilligten Renten wegen Invalidität bzw. Berufsunfähigkeit im Jahre 1952 46,6% Invaliden- und 41,3% Angestelltenrenten gewährt. Die entsprechenden Zahlen für Frauen sind 71,7 bzw. 75,4%. In der Landesversicherungsanstalt Rheinland-Pfalz wurden im gleichen Jahr von hundert Renten an Männer 74,5% bzw. 67,1% Renten und Ruhegelder wegen vorzeitiger Invalidität und Berufsunfähigkeit bewilligt, an Frauen sogar 90,1 bzw. 88,8%.

Es sind oft keine medizinischen Gründe

Diese Untersuchungen, die aus dem Zweifel daran resultierten, daß dieser erstaunlich hohe Unterschied des Anteils der wegen Invalidität gewährten Renten sich kaum aus rein medizinischen Gründen erklären läßt, ergaben, daß eine hohe Invalidität vor allen Dingen dort gefunden wird, wo

noch drei Generationen unter einem Dach leben, die fixen Kosten für die Wohnung, auf den Kopf des einzelnen Familienmitgliedes berechnet, geringer sind, ein geringes Bareinkommen neben einem Naturaleinkommen für den Lebensunterhalt genügt, ein Stück Land zur Bewirtschaftung zur Verfügung steht, auf dem Wege der Nachbarschaftshilfe billig und in seinem Werte unkontrollierbar etwas erworben wird, das niedrigere Anspruchsniveau für materielle Güter besteht, hohe Arbeitslosigkeit über längere Zeiträume hinweg besteht, lange Pendelwege zur Arbeitsstelle zurückzulegen sind, die Arbeitgeber ohne Schwierigkeiten ihren Arbeitskräftebedarf decken können, hauptsächlich ungelernete Arbeiter mit niedriger Bezahlung beschäftigt sind, größere Entlassungen wegen Betriebseinschränkungen vorgenommen werden müssen, reichlich Gelegenheitsarbeiten anfallen, der stärkere Wunsch besteht, eine sinnlose Arbeit aufzugeben, keine Möglichkeit besteht, in eine andere Beschäftigung überzuwechseln, überwiegend qualifizierte Arbeitsplätze vorhanden sind, besondere Sorge für die Zukunftssicherung besteht, familiäre Gründe dazu zwingen, einen Arbeitsplatz aufzugeben, durch bestimmte Ereignisse ein hoher Nachholbedarf an Gütern aller Art besteht. Das Ergebnis der Untersuchung besagt, daß zwar medizinische Gründe kraft Gesetzes einen Rentengrund und die



Gesundheit ist das höchste Gut

Voraussetzung für die Gewährung der Rente darstellen; das Motiv für die Beantragung der Rente ist aber in vielen Fällen etwas ganz anderes. Beim Studium der Motive ergibt sich, daß ein keineswegs zu verurteilender Wunsch nach Veränderung der bisherigen Lebensform oft den Ausschlag gibt. Dabei spielt Scheu vor der Arbeit offensichtlich eine sehr untergeordnete Rolle für die Stellung des Rentenanspruches.

Jeder Sechste erleidet Arbeitsunfall

Jeder sechste Berufstätige erlitt in den Jahren 1953 und 1954 durch Arbeitsunfall einen körperlichen Schaden. Insgesamt wurden im Bundesgebiet weit über zwei Millionen Unfälle und Berufserkrankungen bei rund 12 Millionen versicherten Arbeitern registriert. Etwa 110 000 Menschen verunglückten so schwer, daß Rentenzahlungen notwendig wurden. Über 7100 Unfälle verliefen tödlich. Aus früheren Unfällen und Berufserkrankungen beläuft sich die Zahl der Rentner und Hinterbliebenen bereits auf 172 422 Menschen. Die gesamte Unfallast der gesetzlichen Unfallversicherungsträger für den gewerblichen Sektor ist 1953 auf fast 1 Milliarde DM angestiegen. In dieser Summe sind nicht die bei den Unfällen entstandenen Verluste an Arbeitswerten und betrieblichen Schäden enthalten.

Die Jugend ist gefährdet

Vor allen Dingen den Jugendlichen sollten wir unsere besondere Aufmerksamkeit schenken. Arbeitsmedizinische Untersuchungen einer größeren Zahl von Jugendlichen in neuester Zeit führen zu der Feststellung, daß unter den 14- bis 16jährigen Jugendlichen ein auffallend großer Teil an Herzfehlern und Kreislaufstörungen litt, die zwar oft noch keine Beschwerden verursachten, die aber mit objektiven ärztlichen Untersuchungsmethoden einwandfrei nachzuweisen waren. In den letzten Monaten wird von verschiedenen Stellen des In- und Auslandes auf die überraschende Zunahme von Herz- und Kreislaufstörungen bei Jugendlichen hingewiesen.

Es muß also damit gerechnet werden, daß vielleicht schon in 10 bis 15 Jahren eine große Zahl von Berufstätigen im besten Leistungsalter an Kreislaufschäden und ihren Folgen

erkrankt und vermindert arbeitsfähig wird. Die Schwäche einer der wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers bei einer großen Zahl von Jugendlichen zwingt uns dazu, wirksame Maßnahmen zum Schutze dieser besonders stark gefährdeten Jugend im Beruf zu ergreifen.

Managerkrankheit des Arbeiters

Die Überforderung der Konstitution als Grundlage der Leistungsfähigkeit und Aktivitätsdauer, die entscheidend ist für die Arbeitseignung, für die Widerstandsfähigkeit gegen krankmachende Einflüsse jeder Art, gegen Ermüdung, Abnutzung und Invalidität, findet sich heute nicht nur in der Schwerindustrie. Es wird allgemein zuwenig bedacht, daß die Tempomanie des modernen Berufslebens auch die „Managerkrankheit des Arbeiters“ begünstigt.

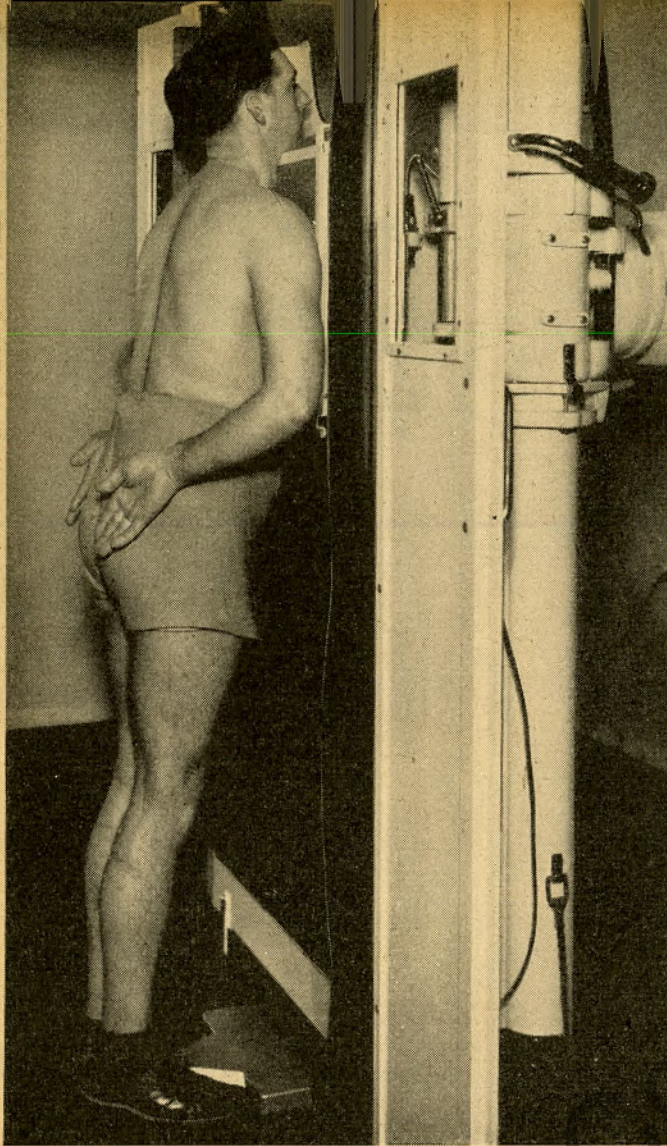
Auf die Wichtigkeit richtiger Ernährungs- und Lebensweise, biologisch zutreffender Pausengestaltung, die Vermeidung von Überstunden, den ausgewogenen Wechsel von Arbeit und Entspannung, insbesondere für den reifen Organismus, nicht zuletzt auch auf die unseres Erachtens angesichts der heutigen Berufsansforderungen zu lange Arbeitszeit, möchten wir an dieser Stelle in Zusammenhang mit dem Problem der Frühinvalidität besonders hinweisen.

Auch die Bedeutung des richtigen Arbeitseinsatzes sollte erwähnt werden. Nur der für eine bestimmte Tätigkeit Geeignete wird in ihr das Optimum leisten und vorzeitigem körperlichem und seelischem Verschleiß bewahrt bleiben. Korrekt vorgenommene psychologische Eignungsuntersuchungen, nicht nur für Lehrlinge, können, wenn sie in breitem Umfang Eingang finden, auf lange Sicht zur Lösung des Problems der Frühinvalidität beitragen.

Werkärzte helfen entscheidend

Wir sagten bereits, daß wir uns in der Eisen- und Stahlindustrie um die Frühinvalidität außerordentliche Sorgen machen, und deuteten an, daß umfangreiche Maßnahmen zu ihrer Steuerung ergriffen wurden.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die sogenannte „Früherfassung“ oder besser Auffindung von Gesundheitsgefährdeten, insbesondere Herz- und Kreislaufgefährdeten,



Röntgenreihenuntersuchung

sich am ehesten in Industriebetrieben mit Werkärzten ermöglichen läßt. Im Rahmen der werksärztlichen Tätigkeit und der Sozialbetreuung werden Belegschaftsmitglieder in prämorbidem Stadien des Leistungs- oder Gesundheitsknicks verhältnismäßig leicht durch Untersuchungen in Zeitabständen ermittelt werden können. Auf jeden Fall muß es aber u. a. Ziel werksärztlicher Tätigkeit sein, daß jedes Belegschaftsmitglied so eingesetzt ist oder wird, daß Konstitution und Arbeitsanforderung in einem vertretbaren Verhältnis stehen.

Staat ist verständnislos

Vor allen Dingen aber muß erwartet werden, daß die staatlichen Stellen den vorbeugenden Bemühungen in der Industrie in Zukunft größeres Verständnis entgegenbringen. Welche Unlogik liegt beispielsweise darin, daß die arbeitenden Menschen, die aus werksärztlicher Verantwortung vorbeugend zur Vermeidung gesundheitlicher Frühschäden unter finanziellen Zuschüssen ihres Werkes zur Erholung kommen, diesen Zuschuß versteuern müssen. Es fördert nicht gerade die Gesundheitsmaßnahmen der Industrie zur Vermeidung von Frühschäden, wenn der Staat, der in erster Linie ein Interesse an der Vermeidung der Frühinvalidität haben sollte, aus solchen Maßnahmen finanzielle Vorteile durch Steuerforderungen erwartet.

Ist nicht in gleichem Maße folgendes unverständlich: wenn unsere Industrieunternehmen ihre Belegschaftsmitglieder im Interesse der Gesunderhaltung auffordern, Vorschläge für die Intensivierung der Unfallverhütung zu machen, daß diese nach oft mühevoller Ausarbeitung von der ihnen gezahlten Anerkennungsprämie verhältnismäßig hohe Beiträge als Steuern abführen müssen?

Und noch eines: Was vor allem not tut, ist das Verständnis der technisch-betrieblichen Stellen für unsere Anliegen. Wir erfahren doch, wir möchten fast sagen täglich, daß im Grunde immer wieder zur betrieblichen Tagesordnung übergegangen wird, da „die Produktion“ eben doch das Wichtigste ist. Wir glauben, daß in größerem Umfange als bisher Aufklärung betrieben werden muß bei den Stellen, die die technische Verantwortung eines Unternehmens tragen, daß ihnen klargemacht werden muß: So wie bisher kann es nicht weitergehen, oder es wird in Zukunft zu ernsthaften Krisen in der Produktionskontinuität kommen.

Wir alle müssen mehr können und leisten

Professor Dr.-Ing. Johannes Riedel betrachtete es als die Aufgabe seines Vortrages „Die Bedeutung der Grundausbildung für die Eisen- und Stahlindustrie“, zur Diskussion der verschiedenen Ausbildungsprobleme, die nur in der Praxis selbst gelöst werden können, vom Grundsätzlichen her einiges beizutragen und dabei den Gedanken der Grundausbildung besonders zu beleuchten.

Überlegungen über die beste Form der Ausbildung müssen immer davon ausgehen, wie die Arbeitsanforderungen in den Betrieben sind; sie stellen das Ausbildungsziel. Dabei kommt es ebenso darauf an, was an Wirkungen gefordert wird, wie darauf, was diese Wirkungen von dem verlangen, der sie herbeizuführen hat.

Die Leistungsanforderungen ändern sich

Die Schwierigkeit der Bestimmung des Ausbildungsziels liegt heute darin, daß sich die Leistungsanforderungen unablässig ändern. Da die Ausbildung sich auf die in Zukunft zu erwartenden Leistungen einstellen muß, muß sie in Grenzen die künftige Entwicklung der Betriebe voraussehen. Diese ist eingebettet in den immer weiter fortschreitenden Industrialisierungsprozeß.

Wir unterscheiden bei der Industrialisierung drei Phasen. Die erste ist durch die Einführung der Maschine gekennzeichnet, die zweite durch die Einführung der Elektrizität

und die dritte durch die Einführung der mechanischen und elektronischen Steuerung. Im Zuge dieser Entwicklung haben sich die benötigten Typen von Mitarbeitern erheblich gewandelt. Während zu Anfang nur Handwerker und Arbeiter unterschieden wurden, herrschte Jahrzehnte hindurch die Einteilung: Facharbeiter (dem Handwerker entsprechend) — Spezialarbeiter — Hilfsarbeiter, während neuerdings sich drei andere Typen herauszubilden beginnen: der Betriebshandwerker — der Facharbeiter (mit sehr verschiedener Breite und Qualifizierung) — und der Hilfsarbeiter.

Der Handwerker

Bei ihm steht die „Werkgestaltung“ im Vordergrund, d. h. die selbständige Lösung handwerklicher Aufgaben wie bei der Modellarbeit oder der Reparatur. Hier finden wir noch die Merkmale des alten Handwerks: die Einmaligkeit der Aufgabe, die Wahl von Material, Verfahren, Hilfsmitteln usw., die Lösung der Aufgabe aus reicher persönlicher Erfahrung und die Befähigung, selbständig zu gestalten. Allerdings ändert sich in neuerer Zeit das Bild des Handwerkers durch den stärkeren Maschineneinsatz.

Der Facharbeiter

Beim „Facharbeiter“, der dem in die laufende Produktion eingespannten Facharbeiter alter Art bis hin zum Ange-

lernten entspricht, steht die „Prozeßgestaltung“ im Vordergrund, d. h. es sollen feststehende Aufträge nach „Fahrplan“ und nach feststehenden Vorschriften erledigt werden. Dazu sind ein Vertrautsein mit den Konstruktions- und Funktionsprinzipien der technischen Einrichtungen und bestimmte persönliche Ausführungsqualitäten erforderlich.

Der Hilfsarbeiter

„Hilfsarbeiter“ werden für auszuführende einfache Arbeiten benötigt, die von der Maschine nicht übernommen werden können oder nicht übernommen werden sollen („Füllarbeiten“). Im Zuge der immer stärkeren Intensivierung der Betriebe wird auch hier mehr Selbständigkeit und Sachverständnis verlangt.

Diese kurze generelle Charakteristik soll nur zeigen, daß wir uns von den alten, aus dem Handwerk überkommenen Vorstellungen lösen und den Blick für die neuen Arbeitstypen gewinnen müssen.

Der Kaufmann

Eine entsprechende Entwicklung finden wir auch bei den kaufmännischen Berufen der Industrie. Ursprünglich war jeder Geschäftsvorfall ein Einzelfall, der „handwerklich“ bearbeitet wurde. Heute besteht ein sehr großer Teil der Geschäftsvorfälle aus Normfällen, die nach Schema erledigt werden können. Diese Entwicklung wird begünstigt durch die immer stärkere Maschinenverwendung; sie findet in Organisationsformen ihren Ausdruck, die der Fließarbeit in der Werkstatt entsprechen, sowie in der Rationalisierung der einzelnen Arbeitsplätze. Demgemäß wiederholt sich auch bei den Büroberufen die „Abwanderung aus der Mitte“: Einer immer größeren Zahl geringerer qualifizierter steht eine verhältnismäßig kleine Zahl hochqualifizierter Mitarbeiter gegenüber.

Darauf beruht eine gute Leistung

Neben diesen Wandlungen im Ausbildungsziel treten nun auch große Wandlungen in der Ausbildungsmethodik. Früher wurde geglaubt, daß die Ausrüstung mit Fertigkeiten und Kenntnissen genüge, um den Lernenden auf den Weg zur vollkommenen Leistung zu führen. Heute wissen wir aus besserem Verständnis dessen, worauf eine gute Leistung beruht: daß in einer richtigen Ausbildung ein Mensch gebildet werden soll, der in einem bestimmten Arbeitsbereich vollkommen zu Hause ist, daß deshalb also in einer richtigen Ausbildung der Grund für eine tiefgehende Formung der Persönlichkeit gelegt werden muß. Dazu gehört im einzelnen:

Gewöhnung an die spezielle betriebliche Lebensform („Atmosphäre“), die in jeder Branche und bei jedem Betrieb anders aussieht (Grundprägung).

Erweckung eines inneren Verständnisses für die Arbeit, die geleistet werden soll. Dazu gehört Überblick über die Zusammenhänge technischer, sozialer und ökonomischer Art und Bejahung der Aufgabe, die dem Mitarbeiter darin zufällt. Je höher das allgemeine Bildungsniveau liegt, desto leichter und besser läßt sich diese Aufgabe erfüllen. Beherrschung der benötigten Fertigkeiten und Kenntnisse als neuer persönlicher Wirkungsmöglichkeiten.

Ausbildung macht nicht einsatzreif

Infolge der dauernden industriellen Fortentwicklung kann die Ausbildung heute im Gegensatz zur alten Handwerksausbildung nicht mehr unmittelbar voll einsatzreif machen. Wir unterscheiden deshalb zwischen Ausbildung und Einarbeitung, wie sie nach abgeschlossener Ausbildung heute in jedem Beruf nötig ist. Diese Ausbildungssituation hat auch die Diskussion um die Grundausbildung hervorgerufen.

Grundausbildung kann Verschiedenes bedeuten:

Es kann die ganze Ausbildung als Grundausbildung aufgefaßt werden, wobei neben einer allgemeinen Grundausbildung auch eine spezielle Grundausbildung zu finden ist. Die Ausbildung in den meisten Lehrberufen ist in diesem Sinne Grundausbildung.

Es kann die Ausbildung auf eine allgemeine Grundausbildung beschränkt werden, wie das heute z. B. bei den Ungelernten diskutiert wird.

Grundausbildung kann innerhalb einer Ausbildung das Fundament bedeuten, auf dem die immer mehr spezialisierte Fachausbildung aufgebaut wird. Beispiel: Braunschweiger Plan mit einer Dreiteilung: Grundausbildung — Kernausbildung — Fachausbildung.

Spezialisierung im Einsatz

Das ist der große Rahmen, in dem auch die besonderen Ausbildungsprobleme der Eisen- und Stahlindustrie gesehen werden müssen. Aus dieser Sicht sollen nun einige grundsätzliche Bemerkungen zu der Ausbildung in den drei Berufskreisen im gewerblichen Bereich: Betriebshandwerker — Produktionsarbeiter — Hilfsarbeiter, sowie in den kaufmännischen Berufen folgen.

Beim Betriebshandwerker ist ein wachsender Umfang der Aufgaben — Montage, Umbau, Unterhaltung, Reparatur usw. — zu beobachten (Beispiel: Betriebselektriker), der mit der fortschreitenden Mechanisierung zusammenhängt. Dadurch wird eine Spezialisierung im Einsatz akut. Dadurch wieder wird eine breite fachliche Grundausbildung in der Ausbildungszeit nötig, die aber in der letzten Zeit evtl. schon den Grund für die spätere Spezialisierung legen könnte.

Wachsende Verantwortung

Weiter ist auf die immer mehr wachsende Verantwortung hinzuweisen, weil immer höhere Werte auf dem Spiel stehen. Da nun das Bewußtsein der Verantwortung um so stärker wird, je klarer einer die Folgen seines Tuns übersieht, erscheint in der Ausbildung der Betriebshandwerker auch eine umfassende Einführung in die hüttenmännischen Prozesse wünschenswert.

Schließlich bleibt zu bedenken, daß alle Stillstandszeiten in der Anlage immer kostspieliger werden und daß deshalb die Arbeitstechnik der Handwerker immer vollkommener werden sollte.

Produktionsarbeiter wird „Steuermann“

Beim Produktionsarbeiter entwickelt sich immer stärker der Typ des „Steuermanns“. Hier ist die Frage entstanden, ob dieser Steuermann nicht nur noch ein- und ausschalten habe (Köpfchen). Dabei wird aber übersehen, daß von dem sinnvollen Schalten im richtigen Augenblick der ganze Erfolg des Betriebsprozesses abhängt. Es kommt auch primär nicht auf rasche, sondern auf sicher beherrschte, der Lage angepaßte Reaktionen an. Deshalb wird es gerade bei fortschreitender Automatisierung immer wichtiger, daß der Produktionsarbeiter die Zusammenhänge der von ihm gesteuerten Prozesse klar übersieht. Das allein gibt ihm auch die ruhige Überlegenheit gegenüber den hohen Geschwindigkeiten, mit denen die Prozesse zum Teil ablaufen. In der Ausbildung muß auch der Grund für das „Fahren nach dem Instrument“ gelegt werden, das besondere Anforderungen stellt, aber ebenfalls das volle Vertrautsein mit den technischen Zusammenhängen voraussetzt. Es muß deshalb ein bestimmter Verhaltenstyp ausgewählt und herangebildet werden; der Vergleich mit dem Lokführer bei schnellfahrenden Zügen und dem Versuchs- und Verkehrsflieger liegt nahe. Bei der Auswahl der für die schwierigsten Steueraufgaben Geeigneten hat auch die Ausbildung mitzuwirken, denn jede gute Ausbildung ist zugleich eine permanente Eignungsprüfung.

Hüttenmännische Grundausbildung

Es ist geplant, in Zukunft dem hüttenmännischen Nachwuchs zunächst eine dreijährige Grundausbildung zu geben, die zwei Jahre eine handwerkliche und ein Jahr eine hüttenmännische Grundausbildung umfaßt. Auf sie soll sich dann eine zweijährige hüttenmännische Fachausbildung aufbauen. Die hüttenmännische Grundausbildung sollte sich nicht auf Unterricht beschränken, sondern auch praktische Arbeiten an Modellanlagen einschließen. Bei der hüttenmännischen Fachausbildung scheint nach dem Vorbild der Fliegerausbildung die Doppelsteuerung an den Steuerplätzen für die Einarbeitung erwägenswert.

Erhöhte Anforderungen an den Hilfsarbeiter

Beim Hilfsarbeiter verringert sich durch die Automatisierung die mechanische Routinearbeit immer mehr; auch bei ihm treten also die Kraftleistungen zugunsten der Steuerleistungen zurück, wird somit der geistige Anteil immer größer. Außerdem werden wegen der zunehmenden Intensität der Betriebsprozesse die Anforderungen an seine Arbeitsweise immer größer, wird also eine bessere Arbeitstechnik von ihm verlangt. Es liegt deshalb nahe, auch beim Hilfsarbeiter zu Beginn oder in der ersten Zeit neben seiner Arbeit an eine ganz einfache Grundausbildung zu denken.

Ausdrücklich ist darauf hinzuweisen, daß die eben ange deuteten Ausbildungsaufgaben um so leichter und besser bewältigt werden können, je besser die Allgemeinbildung ist, über die die Betreffenden verfügen. Es wäre deshalb wünschenswert, die Vorbildung stärker zu berücksichtigen und damit einen Druck auf die Schulen auszuüben sowie während der Ausbildung bzw. der Arbeit noch mehr für die Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus zu tun.

Der Kaufmann muß den Betrieb kennen

Auch bei den Büroberufen erscheint eine Grundausbildung zweckmäßig. Je besser das gesamte Betriebsgeschehen übersehen wird, dem die kaufmännischen Arbeiten dienen sollen, desto sicherer wird die Gefahr der Bürokratisierung vermieden, die alle Großbetriebe bedroht. Zur Grundausbildung würde also einmal eine volle Sicherheit in den formalen Anforderungen — Steno, Maschineschreiben, Rechnen, Sprachen usw. — als auch eine klare Übersicht über den vielgestaltigen Betriebsprozeß gehören. Um ein sinnvolles Wachstum des einzelnen zu erreichen, sollten sich dabei die beiden Bereiche, der formale und der inhaltliche, durchdringen, sollte also nicht erst die eine und dann die andere Grundausbildung durchgeführt werden. Die Betrachtungen über die Methoden mögen mit einer Bemerkung über die Art der Unterweisung abgeschlossen werden. Zusehen, Mitmachenlassen und Erklären sind nach wie vor die drei wichtigsten Mittel der Ausbildung. Ihre Anwendung sollte von allen in der Ausbildung Tätigen, also auch den nebenamtlichen Ausbildern, beherrscht werden. Die Erfahrungen zu einer planmäßigen Unterweisung unter Benutzung der TWI-Methodik können dabei mit Erfolg verwendet werden.

Nur das Beste ist gut genug

Die Güte einer Ausbildung hängt immer von der Qualifizierung des Personals ab, das sie durchführt. Im betrieblichen Bereich werden vier Gruppen von Ausbildern benötigt: für die handwerkliche Grundausbildung, für die hüttenmännische Grundausbildung, für die Ausbildung an

den Arbeitsplätzen und für die Ausbildung der Hilfsarbeiter.

Für die handwerkliche Grundausbildung sind erfahrene Ausbilder weitgehend vorhanden. Der Nachwuchs an Ausbildungskräften sollte zu Beginn eine arbeitspädagogische Grundausbildung erhalten. Außerdem sollten aber alle in der Ausbildung Tätigen eine laufende Fortbildung in einem geleiteten inner- und überbetrieblichen Erfahrungsaustausch erfahren.

Neue Ausbilder

Das Ausbildungspersonal für die hüttenmännische Grundausbildung, für die Ausbildung an den Arbeitsplätzen und die Ausbildung der Hilfsarbeiter wäre bei Annahme des vorliegenden Planes neu zu schaffen. Hier wäre zu erwägen, ob aus geeigneten und entsprechend vorgebildeten jungen Leuten nicht eine ganz neue Kategorie von Ausbildern — Arbeitslehrern — gebildet werden sollte, die evtl. auch für die Fortbildung der schon im Betrieb Tätigen verwendbar wären.

Auch die Ausbilderfrage bei den Kaufleuten bedarf neuer Impulse. Hier scheint die in den USA bewährte Diskussionsmethode besonders am Platze zu sein.

Gemeinschaftsarbeit

Insgesamt muß also in die Vervollkommnung des Ausbildungswesens, wenn es mit der betrieblichen Entwicklung Schritt halten will, noch viel „Entwicklungsarbeit“ hineingesteckt werden. Sie sollte getragen werden von der Gemeinschaftsarbeit der Ausbildungsleiter und -ingenieure, möglichst auch in Verbindung mit der Wissenschaft. Dabei sollte auch die Erfolgskontrolle von Ausbildungsmaßnahmen besonders entwickelt werden.

Eine solche Ausbildungsarbeit ist vom Betrieb aus gesehen der rein technischen bzw. kaufmännischen Arbeit durchaus gleichwertig. Der Betrieb hat die doppelte Aufgabe: zu produzieren und zugleich produktive Kräfte zu produzieren, wobei das zweite die Voraussetzung des ersten ist.

Stahlarbeiter wollen Wohnungen

Aber nicht nur in Vorträgen wurde zu den vielen Problemen, in denen sich die Hüttenindustrie befindet und die auf sie und auf die in ihr schaffende Arbeitnehmerschaft zukommen, Stellung genommen — viele Fragen und die Möglichkeiten und Wege ihrer Beantwortung wurden in Arbeitsgemeinschaften geklärt und erarbeitet.

Besonderem Interesse dürfte die Behandlung des Themas „Der Stahlarbeiter-Wohnungsbau“ begegnen, zu dem *Professor Dr. Seraphim* vom Institut für Siedlungs- und Wohnungswesen an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster u. a. darlegte:

Die Sorge um die wohnungsmäßige Unterbringung

der Belegschaftsmitglieder ist zu einem wesentlichen Bestandteil der betrieblichen Sozialpolitik geworden. Darüber hinaus ist sie ein betriebspolitischer Faktor, da mit der expandierenden Wirtschaft ein steigender Bedarf an Arbeitskräften verbunden ist, der insbesondere im Hinblick auf Spitzenarbeitskräfte aus dem Reservoir des normalen Einzugsgebietes der Werke nicht befriedigt werden kann. Auf Grund dieser Tatsache erschien es wesentlich, im Rahmen einer Erhebung die wohnungswirtschaftliche Lage in der Eisen- und Stahlindustrie zu überprüfen. Die Befragung des Instituts für Siedlungs- und Wohnungswesen der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster umfaßte zwanzig Werke. Davon wurden elf Werke zusätzlich einem Interview unterzogen.

Die Untersuchung wurde insbesondere abgestellt auf den noch zu befriedigenden Wohnungsbedarf. Dieser ist aber nur zu ermitteln, wenn von der derzeitigen wohnungswirtschaftlichen Situation dieses Industriezweiges ausgegangen wird. Der altersmäßige Aufbau des Wohnungsbestandes ist ein sichtbares Zeichen für die große Aktivität

der Werke auf dem Gebiet des Wohnungsbaues in der Nachkriegszeit; denn 52,95% der vorhandenen Wohnungen sind nach 1948 erstellt worden, während 14,73% in der Zwischenkriegszeit und 32,26% auf die Zeit vor 1924 entfallen.

45 v. H. Wohnungen waren zerstört

Der hohe Anteil der Bautätigkeit in der Nachkriegszeit hängt nicht nur mit dem hohen Zerstörungsgrad des früheren Wohnungsbestandes zusammen, der sich auf 45,0% (Total- und teilweise Zerstörung) belief, sondern auch mit der Verschärfung der Arbeitsmarktlage bei zunehmendem Bedarf an Arbeitskräften. So war eine Erhöhung der Belegschaft im ersten Halbjahr 1955 um 9,34% bei 4,45 Entlassungen festzustellen. Dabei zeichnet sich deutlich ein Engpaß bei Fachkräften und gehobenen Angestellten ab. Entsprechend der großen Bedeutung der städtischen Kernzone als Standorte der Werke sind die Mietwohnungen (rund 76,0%) von erheblichem Gewicht. Die Wohnungsgrößen zeigen mit 60,0% ein Überwiegen der Größenklassen 50 bis 60 qm Wohnfläche (mittelgroße Wohnungen). Dagegen ist die durchschnittliche Arbeiterfamilie relativ klein. Der zur Verfügung stehende Wohnungsbestand ist relativ günstig belegt: 80,17% Werksangehörige; weitere rund 10,0% entfallen auf Pensionäre und Witwen.

Wer brachte die Gelder auf?

Die Finanzierung erfolgte in der Zeit von 1949 bis 1954 zu 36,5% aus Werksmitteln, zu 34,7% aus öffentlichen Mitteln und 22,2% aus Kapitalmarktmitteln sowie der Rest von 6,3% aus sonstigen Mitteln. In der zeitlichen Entwicklung ergibt sich eine Zunahme des Anteils der Werksmittel von

31,7% (1949/50) auf 38,0% (1954), was auf das ständig wachsende Interesse an der wohnungsmäßigen Unterbringung der Werksangehörigen seitens der Werke schließen läßt. Trotz der bisherigen Bemühungen seitens der Werke ist der Wohnungsbedarf noch nicht befriedigt.

Heute suchen noch

18,5% der Belegschaftsmitglieder eine Wohnung

Diese Zahl ist lediglich eine Mindestgröße, da sowohl wohnungsuchende Pendler nicht berücksichtigt worden sind, als auch eine Reihe von Werken bereits seit Jahren ihre Wohnungslisten geschlossen haben. Der Wohnungsbedarf mit 18,15% liegt über dem amtlich festgestellten Wohnungsdefizit der Bundesrepublik, das sich am 1. Januar 1955 auf 16,37% belief. In die Wohnungslisten werden fast ausschließlich Verheiratete (97,1%) aufgenommen. Die Mehrzahl sind Arbeiter (93,18%). Von den Wohnungsuchenden sind 40,0% kinderlos, zurückzuführen auf das junge Alter der Ehen und die mangelhafte Unterbringung der Bewerber. 43,0% der Wohnungsuchenden leben in unzumutbaren Untermietverhältnissen, 27,0% in einem fremden Haushalt ohne eigenen Raum, weitere 23,0% von Ehegatten getrennt, und fast 5,0% hausen in Kellerwohnungen, Notunterkünften, menschenunwürdig usw.

Die Sonderansprüche

Von den wohnungsuchenden Arbeitern und Angestellten haben 20,93% Sonderansprüche an den Staat, wobei sich das Schwergewicht der Anspruchsberechtigten auf die ländlichen Zonen konzentriert. Die Kategorie der Flüchtlinge (52,9% aller Ansprüche) liegt an der Spitze, es folgt die der LAG-Berechtigten (27,9%) und die der Spätheimkehrer (16,2%) sowie Sonstige (3,0%). Die Anteilsquoten differieren jedoch zwischen der industriellen Kernzone, dem industriellen Randgebiet und der ländlichen Zone. Daraus resultiert, daß bei der Vergabe von öffentlichen Mitteln die regionalen Unterschiede unbedingt berücksichtigt werden müssen. Dies dürfte jedoch nur möglich sein, wenn die Mittel zentral verteilt und gesteuert werden.

Beseitigung der Notstände

Der künftige Wohnungsbedarf ist einmal durch die Notwendigkeit gegeben, die aufgezeigten Notstände beschleunigt zu beseitigen, zum anderen konjunkturell bedingt. Die Möglichkeiten, Arbeitskräfte aus den örtlichen Arbeitsmarktreserven auszuschoöpfen, sind unterschiedlich gestreut. Neben den konjunkturbedingten Aspekten ist langfristig mit einem zusätzlichen Bedarf an Wohnraum auf Grund der strukturellen Zusammensetzung der Arbeiterschaft zu rechnen. Dies zeigt einen relativ großen Anteil jüngerer Arbeitskräfte in heiratsfähigem Alter, die über kurz oder lang Wohnungen brauchen. Auch die zukünftige Arbeitszeitregelung wird zweifellos zu einem Mehrbedarf an Arbeitskräften führen, aus dem mit großer Wahrscheinlichkeit eine erhöhte Anforderung im Hinblick auf wohnungsmäßige Versorgung der Eisen- und Stahlindustrie entstehen wird.

44 674 Wohnungen fehlen

Direktor Willy Geldmacher faßte die Wohnungslage bei Eisen und Stahl wie folgt zusammen: Obwohl nach der Währungsreform bis Ende 1955 rund 40 000 Wohnungen im Rahmen des Stahlarbeiterprogrammes neu gebaut bzw. wiederhergestellt werden konnten, ist auch heute noch der Wohnungsbedarf unter den Stahlarbeitern erschreckend hoch.

Eine genaue Umfrage hat für den Bereich des Landes Nordrhein-Westfalen im Jahre 1955 den Wohnungsbedarf für die nächsten vier Jahre mit 44 674 Wohnungen ergeben. Davon entfallen auf: Belegschaftsmitglieder, die keine eigene Wohnung haben, 19 470; Belegschaftsmitglieder, die in unzulänglichen Wohnungen untergebracht sind, 17 774; Belegschaftsmitglieder, die zu weit von der Arbeitsstelle entfernt wohnen, 7430.

Diese Zahlen berücksichtigen aber noch nicht den Belegschaftszuwachs des Jahres 1955/56, da allein im Lande Nordrhein-Westfalen mehr als 20 000 Arbeitskräfte neu eingestellt worden sind.



Immer wieder: Richtfest

Teilweise katastrophale Verhältnisse

Mit großer Sorgfalt sind alle Wohnungswünsche der Stahlarbeiter überprüft worden. Dabei stellten sich teilweise katastrophale Verhältnisse heraus — Elendsquartiere in Baracken, Kellerwohnungen usw., von denen man an und für sich annehmen mußte, daß sie in der Zwischenzeit hätten bereinigt werden können. Immer wieder muß in diesem Zusammenhang auf die wechselschichtige Arbeitsweise der eisenschaffenden Industrie hingewiesen werden, wo der 24-Stunden-Rhythmus eine Notwendigkeit ist. Auch heute beklagt sich noch eine Reihe von Betriebsleitern, daß die Belegschaftsmitglieder nicht ausgeruht zur Arbeit kommen, weil durch unzumutbare Wohnverhältnisse die notwendige Schlafruhe wesentlich beeinträchtigt wird. Während bei den Wohnungszuweisungen in der Vergangenheit vorwiegend ältere Belegschaftsmitglieder mit langjähriger Werkszugehörigkeit den Vorrang erhielten, kommt es jetzt darauf an, eine große Zahl jüngerer Arbeiter, die zwischenzeitlich eine Ehe geschlossen und eine Familie gegründet haben, entsprechend unterzubringen. Das ist um so mehr erforderlich, weil gerade bei diesen jüngeren Arbeitskräften Abwanderungstendenzen naheliegend sein dürften. Darüber hinaus ist für die Neueinstellung von Spezialarbeitskräften die befristete Bereitstellung einer Wohnung eine unumgängliche Voraussetzung.

Wohnungsbau ist kein Selbstzweck

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Werke der Eisen- und Stahlindustrie den Wohnungsbau nicht als Selbstzweck betrachten. Schon allein mit Rücksicht auf die notwendigen betrieblichen Investitionen, die zur Aufrechterhaltung und Konkurrenzfähigkeit der Produktion die finanzielle Leistungsfähigkeit der Unternehmen stärkstens

beanspruchen, können die Werke die Finanzierung des Wohnungsbaues nicht voll übernehmen. Dabei war es einzelnen Werken noch nicht einmal möglich, diese Arbeitgebermittel nach § 7c des EStG bzw. Körperschaftsgesetzes steuerlich abzusetzen. So bleibt allein für den nächsten Bauabschnitt noch ein Bedarf an nachrangigen öffentlichen Mitteln in Höhe von 30 Millionen DM ungedeckt.

200 Millionen DM in sechs Jahren

Die finanzielle Beteiligung der Werke betrug in der Zeit von 1949 bis 1954 rund 200 Millionen DM. Diese Arbeitgeberleistungen wurden im wesentlichen erfahrenen und leistungsfähigen Wohnungsgesellschaften, die in der Mehrzahl als gemeinnützige Bauträger eingeschaltet waren, als zinslose und langfristige Finanzierungsanteile zur Verfügung gestellt. Es muß hierbei herausgestellt werden, daß der werkseigene Wohnungsbau eine untergeordnete und der werksgeförderte Wohnungsbau eine dominierende Rolle spielt.

Der Neubau von Kleinsiedlungen und Eigenheimen,

der bis zum Jahre 1951 im Stahlarbeiterprogramm noch eine ziemlich unerhebliche Rolle spielte, ist erst seit dem Jahre 1952 anteilmäßig stärker gefördert worden. Dabei sollten bei der Fortführung von Eigentumsmaßnahmen die besonderen Verhältnisse der einzelnen Werke und die schwierigen Grundstücksfragen berücksichtigt werden. Bei dem zur Zeit laufenden Wohnungsbauprogramm für Stahlarbeiter beträgt der Anteil der Eigentumsmaßnahmen 36,4% der Gesamtsumme der zur Verfügung gestellten öffentlichen Mittel.

Im Lesesaal



Stahlarbeiter-Wohnungsbau muß gefördert werden

Über die Notwendigkeit einer besonderen Förderung des Wohnungsbaues für Stahlarbeiter seien an dieser Stelle noch einige kurze Ausführungen gemacht.

Auf Grund des Tatbestandes, daß die Arbeiter der eisen-schaffenden Industrie nach den Bergarbeitern, die unter Tage arbeiten müssen, wohl zu den körperlich am stärksten beanspruchten Arbeitskräften innerhalb der Industrie rechnen, ergibt sich die Notwendigkeit, daß diese Arbeiter zur Erhaltung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit im besonderen Maße gesunde Lebensbedingungen haben müssen. Hinzu kommt die volkswirtschaftliche Notwendigkeit, die Engpässe der eisen-schaffenden Industrie zu beheben.

Größe und Ausstattung von Wohnungen für Stahlarbeiter

Hierzu erklärte Dr. Wedemeyer, Wohnstätten AG Essen, u. a.:

Bei den heutigen Bauten ist die Gestaltung auf hohe Anforderungen auszurichten, damit die Wohnungen berechtigten Ansprüchen auch in künftigen Jahrzehnten genügen. Dieses Bestreben stößt auf Grenzen, die gezogen sind

durch die bauseitige Finanzierung der Herstellungskosten, durch die Zahlungsmöglichkeiten der Bewohner zur Aufbringung der erforderlichen Miete, durch behördliche Vorschriften mit ihren Begrenzungen für die Wohnflächen und die Raumzahl.

Im Hinblick auf die erwartete weitere Steigerung des Lebensstandards und der Wohnkultur wäre schon jetzt darüber nachzudenken, ob der Anteil von Wohnungen mit größerer Raumzahl und Wohnfläche gesteigert werden kann. Hier ist besonders an das zweite Kinderschlafzimmer zu denken.

Zur Erledigung der Wascharbeit stellt sich die Frage nach der Errichtung von Waschautomaten, von Gemeinschaftswaschküchen. Dabei würde die Einplanung des Abstellraumes für Räder mit oder ohne Motor im Keller erleichtert.

Stahlarbeiter brauchen Ruhe

Als wichtig wurde besonders die Schallisolierung nach Maßgabe der bekannten Vorschriften hervorgehoben, insbesondere durch die Anwendung des schwimmenden Estrichs für die Trittschallisolierung und ausreichend qm-Gewichts der Trennwände zum Zwecke der Luftschalldämmung. Diesen Anforderungen muß schon deshalb genügt werden, weil die Stahlarbeiter vielfach Nachtschicht verfahren und tagsüber Ruhe in ihren Wohnungen finden müssen.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Es ist das Bestreben der Werke der Eisen- und Stahlindustrie, moderne Wohnungen zu bauen, in denen der Stahlarbeiter Ruhe, Erholung und Entspannung findet und die zugleich den Ehefrauen die Erledigung ihrer häuslichen Tätigkeit erleichtert, hervorzuheben. Außerdem sind sie bemüht, die Größe der Wohnungen im Rahmen der Finanzierungsmöglichkeiten zu verbessern.

Wohnungsbedarf einheitlich erfassen

Dr. Heuer vom Institut für Siedlungs- und Wohnungswesen an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster erklärte zur „Erfassung des Wohnungsbedarfs nach einheitlichen Richtlinien in der Eisen- und Stahlindustrie NRW“ u. a.:

Die Untersuchungen des Instituts für Siedlungs- und Wohnungswesen über die Situation der Wohnungswirtschaft in der Eisen- und Stahlindustrie Nordrhein-Westfalens haben die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Ausarbeitung einheitlicher Richtlinien für die Feststellung des Wohnungsbedarfs erkennen lassen. Nur hierdurch ist eine gerechte, d. h. volkswirtschaftlich und sozialpolitisch vertretbare Verteilung der öffentlichen Mittel für den Stahlarbeiterwohnungsbau möglich. Die 20 untersuchten repräsentativen Werke erfassen die Wohnungssuchenden nach unterschiedlichen Gesichtspunkten, die zwar generell einen strengen Maßstab an die Wohnungsbewerber anlegen, jedoch im Einzelfall des jeweiligen Werkes eine exakte Abstimmung erschwerten. Ein besonderes Problem ergibt

sich aus der abweichenden Stellung und Wertung von betriebs- und sozialpolitischen Gesichtspunkten. Darüber hinaus verzerrt die teilweise gehandhabte Schließung der Wohnungslisten die Erfassung des Wohnungsbedarfs.

Jeder muß sich melden können

Es ergibt sich aus diesen Andeutungen als grundsätzliche Forderung:
die Wohnungslisten für alle Wohnungsbewerber zu öffnen, alle Wohnungsuchenden — sowohl verheiratete als auch unverheiratete — zu registrieren, eine Trennung von Dauerarbeitskräften und sonstigen Beschäftigten durchzuführen, den Einkommensverhältnissen mit Hinweis auf und Bindung an die Miet- bzw. Lastenzusage Aufmerksamkeit zu schenken, die Eigenheimbewerber gesondert zu erfassen und die zusätzliche Eigenleistung festzustellen, genaue Richtlinien für eine sozial- und betriebspolitisch neutrale Registrierung der Wohnungsuchenden zu erstellen.

Wer soll berücksichtigt werden?

Unter Berücksichtigung obengenannter Gesichtspunkte könnten folgende Richtlinien für die Erfassung des Wohnungsbedarfes der Eisen- und Stahlindustrie NRW zur Diskussion gestellt werden:

Um die betriebs- und sozialpolitischen Gesichtspunkte zu neutralisieren, ist ein Punktsystem zu entwickeln, das als objektiver Vergleichsstab für den Gesamtkomplex der Wohnungsbedarfsermittlung Anwendung findet. Das Punktsystem soll jedoch nicht zu einer schematischen Ermittlung der Wohnungsuchenden führen, sondern dem Werk eine

elastische Handhabe für die Verteilung der erstellten Wohnungen gewährleisten. Grundlage dieses Verteilungsschlüssels müßte die Berücksichtigung folgender Tatbestände sein:

wohnungsmäßige Tatbestände (z. B. Elendsfälle, unzulänglich untergebrachte Wohnungsuchende etc.), gesundheitliche Tatbestände, arbeitsmäßige Tatbestände; unter betrieblichem Aspekt — unter dem Aspekt des Wohnungsuchenden, z. B. Belastung durch Anmarschwege, familiäre Tatbestände.

Wohnungen müssen gerecht verteilt werden

Alle diese Fragen, die Tausende Mitarbeiter unmittelbar angehen, wurden in der Arbeitsgruppe diskutiert. Es wurde als einmütige Auffassung festgelegt:

Die Arbeitsgruppe vertritt die Auffassung, daß zur Ermittlung des Wohnungsbedarfs die Ausarbeitung einheitlicher Richtlinien anerkannt wird. Diese Richtlinien sollen nicht nur Grundlagen für die zentrale Verteilung der öffentlichen Mittel sein, sondern vor allem den Werken eine Handhabe für die Verteilung der erstellten Wohnungen geben.

Das zu entwickelnde Punktsystem wird gleichzeitig den Betriebsangehörigen das Gefühl für eine gerechte Verteilung der erstellten Wohnungen vermitteln. Damit könnte ein weiterer Schritt getan werden, die Wohnungen nach objektiven Gesichtspunkten zu verteilen.

Durch das Punktsystem wird der Abstimmung betriebspolitischer und sozialpolitischer Gesichtspunkte innerhalb des Werkes nicht vorgegriffen. Eine Verfeinerung des Punktsystems wäre zu empfehlen.

In der Kindererholungsanlage



Aus dem technischen Bereich

Allgemeine Merkmale der Produktionslage

Das erste Halbjahr 1956 stand weiterhin im Zeichen einer anhaltend guten Beschäftigungslage. Kennzeichnend für unser Werk war die immer fühlbarer werdende Verknappung an Rohstahl. Im vergangenen Jahr war es noch möglich, beträchtliche Rohstahlmengen in Form von Rohblöcken, Halbzeug, Breitband und Draht von fremden Hüttenwerken zu kaufen und in unseren Betrieben zu verarbeiten. Diese Zukaufsmöglichkeiten waren zu Beginn des Jahres nicht mehr in dem Maße gegeben, da der allgemeine Bedarf an Stahl größer geworden ist. Auch bei uns ist der Stahlbedarf gewachsen, und zwar durch die höhere Leistung des Breitbandwalzwerkes und die Inbetriebnahme der Mittelbandstraße in Hohenlimburg. Bis zur Inbetriebnahme des neuen Stahlwerkes III im Juli 1956 waren daher besondere Maßnahmen erforderlich, die zu geringe Rohstahlmengen auf die vorhandenen Walzenstraßen gleichmäßig zu verteilen.

Die Walzenstraßen der zweiten Verarbeitungsstufe, d. h. diejenigen, die Halbzeug einsetzen, wurden zu Beginn des Jahres von 18 auf 17 Produktionsschichten gesetzt. Der Urlaub in diesen Walzwerken wurde verstärkt abgewickelt, indem ganze Schichten oder Walzwerke geschlossen Urlaub machten. So lagen z. B. ganz still das Breitbandwalzwerk vom 3 bis 9. April, das Spezialblechwalzwerk vom 30. April bis 23. Mai und die Straße IV/V vom 7. bis 19. Mai. In Barop wurde vom 30. April bis 21. Mai nur an einer Feinblechstraße gearbeitet, während die Belegschaft der anderen Straßen den Urlaub abwickelte. An der Drahtstraße nahm ebenfalls eine Schicht geschlossen ihren Urlaub.

Die gleichen Maßnahmen wie bei uns wurden auch in Hohenlimburg durchgeführt.

Durch diese vorsorgliche und planmäßige Verteilung des vorhandenen Rohstahls war es möglich, den Anschluß zu bekommen an die zusätzliche Erzeugung, die ab Juli durch das neue Stahlwerk III eingetreten ist.

Außer den getroffenen Maßnahmen haben die guten Leistungen der Stahlwerksbetriebe und des Hochofens dazu beigetragen, daß keine stärkeren als die geplanten Betriebseinschränkungen erforderlich wurden.

Durchschnittliche Monatserzeugung

	Roheisen	Rohstahl
1955	104 113 t	128 533 t
Oktober—Dezember 1955	106 973 t	133 957 t
Januar—März 1956	107 432 t	138 838 t
April	102 115 t	131 360 t
Mai	105 150 t	130 790 t
Juni	115 210 t	140 940 t

Im Monat März erzielten die Stahlwerke eine neue Höchstleistung mit 148 765 t. Der Hochofen erreichte seine bisher beste Leistung im Juni 1956 mit 115 210 t.

Besondere Erschwernisse im Betriebsablauf

Den ganzen Februar über herrschte ungewöhnlich strenger Frost, der zwar ohne größere Leistungseinbußen überstanden werden konnte, jedoch eine Reihe von Erschwernissen und Behinderungen im Betriebsablauf brachte. Die Energiewirtschaft des Werkes konnte nur durch verstärkten Kohleneinsatz in den Kesseln und Öleinsatz in den SM-Ofen aufrechterhalten werden. Die Erzzufuhr über den Emskanal war wochenlang unterbrochen, während die verstärkt eingehenden Erzzüge nicht immer entleert werden konnten, weil das Erz in den Wagen festgefroren war. Zeitweise waren bis zu 140 Waggons mit Erz eingefroren. Das Erz mußte mit Preßluftschlämmern mühsam losgemacht, oder die Erzwagen mußten in geeigneten Hallen zum Auftauen abgestellt werden.

Durch diese Unterbrechungen im Erzlauf war der Hochofen gezwungen, seine Möllierung auf mehr stückige Erze bzw. auf Erze, die am Lager waren, umzustellen. In dieser Zeit hat sich das neue Erzlager am Hochofen VI/VII sehr bewährt, so daß trotz aller Behinderungen im Verkehr und in der Entladung von Erzen die Hochofen zu jeder Zeit voll durchlaufen konnten.

Die Arbeiten in den Zuchtereien der Walzwerke waren wegen des Frostes sehr erschwert, insbesondere an den Stellen, wo das Zurichten in teilweise offenen Hallen oder sogar im Freien erfolgt. Betriebsschwernisse traten hier ein durch das Einfrieren von Preßluftschlämmern und Wasservorlagen. Nicht zu vergessen sind die vielen Rohrleitungen für Dampf, Wasser, Gas, Preßluft, Öl und Sauerstoff, die ständig auf Frostschäden hin in verstärktem Umfange kontrolliert werden mußten.

Die Walzwerke

Im Kaliberwalzwerk arbeiteten die Blockstraßen und die Halbzeugstraße in Anpassung an die Stahlwerke regelmäßig sonntags auf Nachtschicht. Die Halbzeugstraße ist mittlerweile völlig betriebssicher geworden, jedoch ist mit der erreichten Erzeugung von etwa 50 000 t je Monat leider eine Grenze erreicht, die durch die Rohstahlversorgung und das Erzeugungsprogramm gegeben ist. Die Halbzeugstraße selbst könnte erheblich mehr erzeugen. In Barop entwickelte sich die Produktion zufriedenstellend. Das Breitbandwalzwerk konnte seine Leistung weiter steigern. Trotz einer empfindlichen Störung am Brammengerüst im Juni wurde eine Bestleistung mit 21 970 t erzielt. Aber auch das Kaltwalzwerk konnte im Juni mit 14 090 t eine Höchstleistung erreichen.

Die Erzeugung der Drahtverfeinerung wurde durch die Betriebseinschränkungen der Drahtstraße, speziell im Mai, in Mitleidenschaft gezogen. Ein Teil des Drahtes konnte aber durch Zukauf beschafft werden, so daß die bisherige Leistung gehalten werden konnte.

Der Zementabsatz litt in den Wintermonaten, besonders im Februar, durch den starken Frost. Die Sommermonate haben jedoch wieder einen Ausgleich gebracht, so daß die Anlage voll ausgelastet werden konnte. In der Thomasschlackenmühle war der Absatz durch Preisunsicherheiten bedingt, wodurch erhebliche Mengen an Thomasschlacke auf Lager gingen. Ein Teil der aufgelagerten Schlacke konnte im Laufe der Sommermonate bereits wieder vermahlen und abgesetzt werden, wobei eine Höchstleistung im Monat Juni mit 30 160 t erreicht wurde.

48-Stunden-Woche

Im Mai wurde gemäß Vereinbarung zwischen dem Arbeitgeberverband und der IG Metall an den Hochofen die 48-Stunden-Woche eingeführt. Sinteranlage und Erzvorbereitung begannen Anfang Juni mit der neuen Arbeitszeit. Für weitere Abteilungen des Hochofens steht die Einführung bevor.

Betrieblich hat die 48-Stunden-Woche zu keinerlei Schwierigkeiten geführt. Vorteile ergeben sich dadurch, daß sonntags stets die volle Schichtbelegschaft anwesend ist, so daß keinerlei betriebsfremde Unternehmerarbeiter mehr erforderlich sind, um wie früher Sonntagsschichten aufzufüllen. Da die Betriebsweise der Anlagen durch die 48-Stunden-Woche nicht verändert wurde, ist die Hochofenleistung durch die neue Arbeitszeit nicht erhöht, eine Steigerung der Produktivität als Ausgleich für die vermehrten Kosten also nicht zu verzeichnen. Wir hoffen aber, daß die geringere arbeitsmäßige Belastung der Belegschaft zu einer Herabsetzung der Unfall- und Krankheitsziffern führt. Feststellungen in dieser Richtung konnten natürlich nach so kurzer Anlaufzeit noch nicht beobachtet werden.

Investitionen

Schwerpunkt der Bautätigkeit im ersten Halbjahr 1956 war das neue Stahlwerk III auf der Stockheide. Die Gesamtanlage mit dem ersten Ofen (31) und der Stripperhalle, die unmittelbar am Breitbandwalzwerk errichtet wurde, war am 30. Juni planmäßig fertig. Nach Erprobung der letzten Kräne wurde die erste Charge des Ofens 31 am 9. Juni 1956 geschmolzen.

Am 9. Juni konnte der erste planmäßige Zug über den neuen Hafenbahndamm geleitet werden. Durch die anschließende Beseitigung des alten Hafendamms konnte das weiträumige Gelände beiderseits dieses Damms zu einem einheitlichen Werkskomplex vereinigt werden, der ausreichend Platz bietet für den geplanten Ausbau des Steckelwalzwerkes und für spätere Vergrößerungen der Stahl- und Walzwerksanlagen.

Als weitere Investition von Bedeutung ist die Erstellung der Verbindungskranbahn zwischen der Blockstraße III und der Halbzeugstraße bzw. Fertigstraße I zu nennen. Durch diese Kranbahn ist es möglich, die Halbzeugstraße und die Fertigstraße I, die bisher nur von der Blockstraße I mit Material versorgt werden konnten, auch von der Blockstraße III mit Stahl zu bedienen. Damit ist eine zusätzliche und bessere Anpassungsmöglichkeit an die jeweilige Betriebslage im Stahlwerk und an diese Walzenstraßen gegeben.

In der Nähe des Mischergebäudes wurde eine Vorfrischanlage für Roheisen errichtet.

Der Wiederaufbau der kriegszerstörten Grobzughalle der Drahtverfeinerung wurde abgeschlossen.

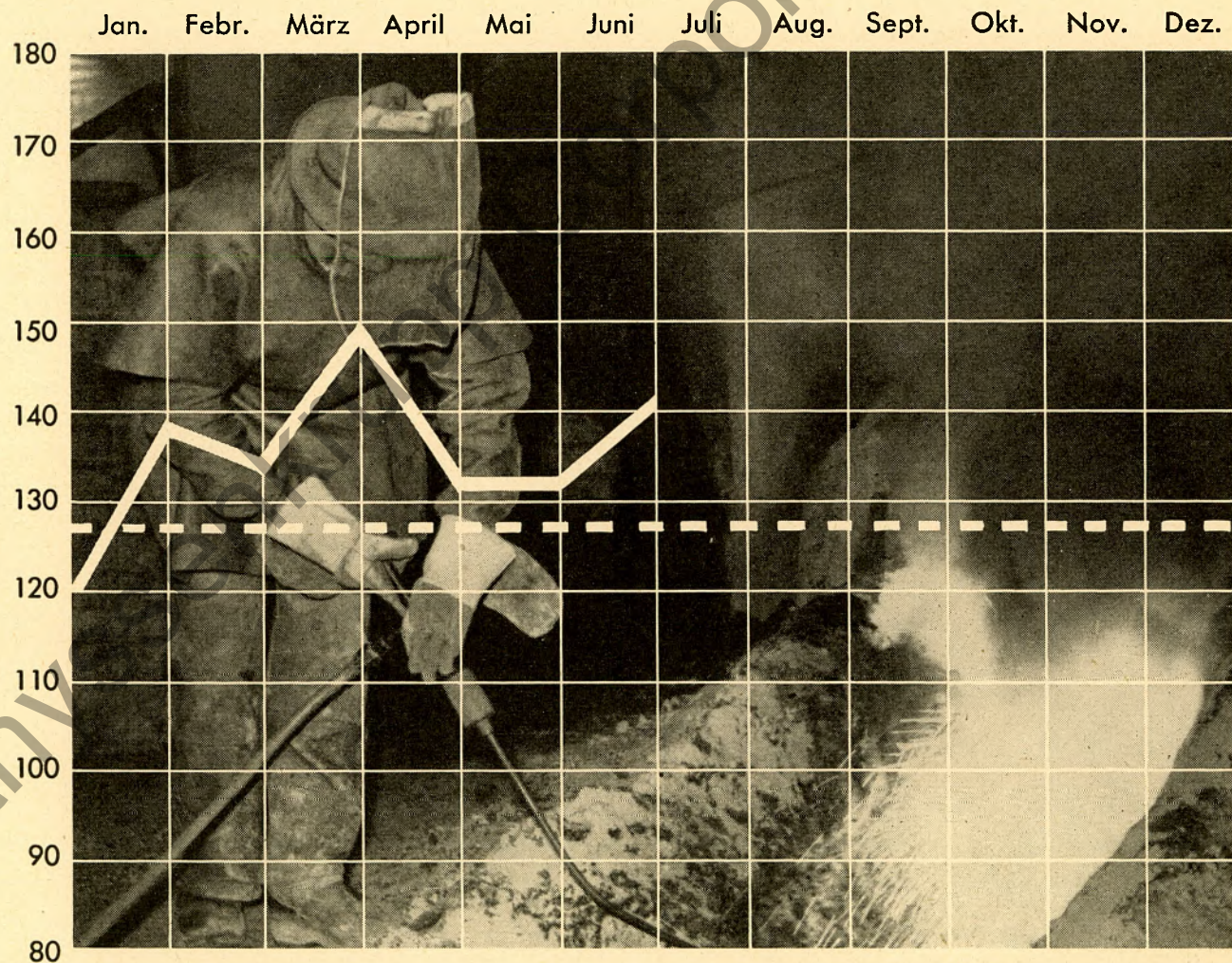
An laufenden Bauvorhaben sind vor allem zu nennen: die Errichtung eines neuen Hochofens IV mit größerer Leistung sowie der Bau der Feineisenstraße, deren Fundamente zur Zeit in dem großen, freien Gelände am Haus Dellwig errichtet werden.

Zusammenfassung

Der Bericht über das erste Halbjahr 1956 konnte erfreulicherweise schöne Leistungen unserer Betriebe melden. Wir können deshalb in technischer Hinsicht mit seinem Ablauf recht zufrieden sein. Leider ist aber der wirtschaftliche Erfolg nicht dementsprechend. Wie in der Presse vielfach erörtert, sind die Preise der Rohstoffe der Eisenindustrie in den letzten Monaten auch wesentlich gestiegen: Die Erz- und Schrottpreise liegen erheblich höher als 1955, und insbesondere sind erhöhte Frachtraten zu zahlen.

Selbst wir, als Westfalenhütte, die wir durch unsere Schwestergesellschaften auf der Bergbauseite, die Hoesch Bergwerks AG. und Altenessener Bergwerks AG., eine ausreichende Kohle- und Koksbasis haben, müssen beträchtliche Mengen US-Kohle einführen, die natürlich wegen der Fracht teurer sind als unsere eigenen Brennstoffe. Andererseits sind die Eisenpreise bisher unverändert geblieben, so daß die Spanne zwischen Kosten und Erlös sich erheblich verringert hat, der wirtschaftliche Erfolg unserer Arbeit also geschmälert ist.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— — — Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 t Nachkriegshöchstleistung März 1956 = 148 765 t Vorkriegshöchstleistung März 1939 = 123 536 t



Obergeringenieur Scherer

Fahrt frei

für die neue Hafenbahn

Nach erfolgter Inbetriebnahme der neuverlegten Hafenbahn hatten sich am 11. Juni im Wambeler Gasthof Grube Ingenieure, Monteure und Arbeiter, die an der Umlegung der Hafenbahn mitwirkten, sowie die beteiligten Behörden zu einer Feierstunde eingefunden.

Hüttendirektor Dr. Harr dankte in seiner Begrüßungsansprache im Namen des gesamten Vorstandes allen Beteiligten für das Gelingen des Werkes. Die rund 85 Jahre alte Hütte habe in ihrem alten Werkskern eine Ausdehnung an alter Stelle nicht zugelassen. Darum sei die Stockheide für die Werksausweitung erschlossen worden. In früheren Zeiten wäre schon beabsichtigt gewesen, neben dem Kaltwalzwerk ein Martinwerk zu errichten. Die wirtschaftliche Entwicklung habe jedoch gezeigt, daß diese „kleine Lösung“ unzureichend gewesen wäre. So sei nun die „große Lösung“ beschlossen worden, die den Neubau eines Martinwerkes und die Errichtung einer halbkontinuierlichen Breitbandstraße als Weiterentwicklung des Steckelwalzwerkes vorsehe. Durch das im Neubau befindliche Martinwerk werde eine Verlegung der Hafenbahn notwendig. Diese Lösung habe die Erhaltung des Hoesch-Stadions ermöglicht. Dr. Harr dankte zum Schluß sowohl den beteiligten Behörden, die in unbürokratischer Art die Umlegungsmaßnahmen förderten, als auch den Firmen mit ihren Mitarbeitern und nicht zuletzt den eigenen Mitarbeitern der Westfalahütte für die termingerechte Durchführung der Hafenbahnverlegung.

Außergewöhnliche Bau- und Umlegungsmaßnahmen

Obergeringenieur Scherer von der Neubauabteilung erklärte in seiner Ansprache unter anderem:

Für die Erweiterung des Breitbandwalzwerkes und für den Anschluß des östlich der Hafenbahn gebauten SM-Stahlwerkes III mußte der alte Hafenbahndamm, der das Werksgelände Stockheide durchschneidet, beseitigt werden.

Es war eine Umlegung der Hafenbahn nach Osten spätestens bis zum 10. Juni 1956 notwendig, damit bis zur Inbetriebnahme des SM-Stahlwerkes III der alte Hafenbahndamm mit seinen Rampen weggebaggert und die Gleisverbindung hergestellt werden kann.

Die Arbeiten konnten erst nach schwierigen Vorverhandlungen, Planungen und Vorarbeiten am 15. Juni 1955 durch die Firmen Peter Büscher & Sohn und Ebers und Kemper aufgenommen werden. Nach einem Jahr, am 10. Juni 1956, konnte die umgelegte Strecke von etwa drei Kilometern dem Verkehr übergeben werden. Das ist eine außergewöhnliche Leistung, die besonders anerkannt werden muß. Trotz des harten Winters, der die Baustelle für sechs Wochen zum Erliegen brachte, wurde das gesteckte Ziel von einem Jahr Bauzeit erreicht. Zur Umlegung der Hafenbahn waren aber noch weitere folgende Baumaßnahmen erforderlich:

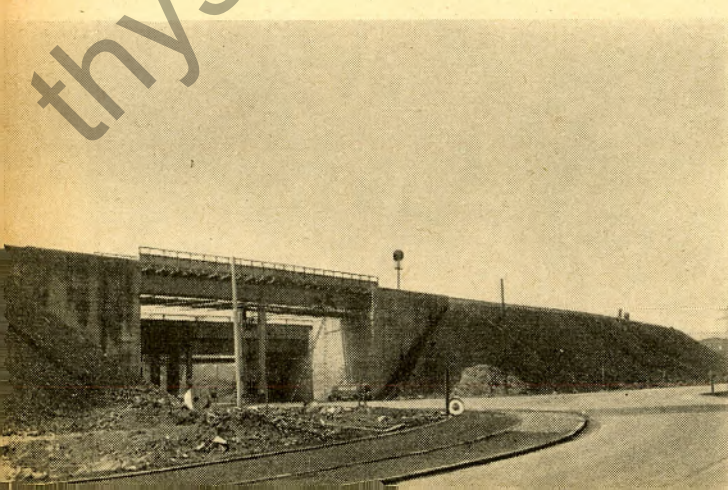
Umlegung der Rüschebrinkstraße und Verlängerung der Springorumstraße mit zwei Brückenbauwerken;
Umlegung des Rüschebrinkgrabens;
Neues Brückenbauwerk Brackeler Straße;
Verschiebung und Höherlegung von drei Brückenbauwerken über die Bundesbahnstrecke Dortmund—Hamm und Verschiebebahnhof Dortmund-Wambel;
Umlegung von Ruhrgas- und Wasserleitungen;
Errichtung von Stellwerk, Gleiswaage, Kanalisation usw.

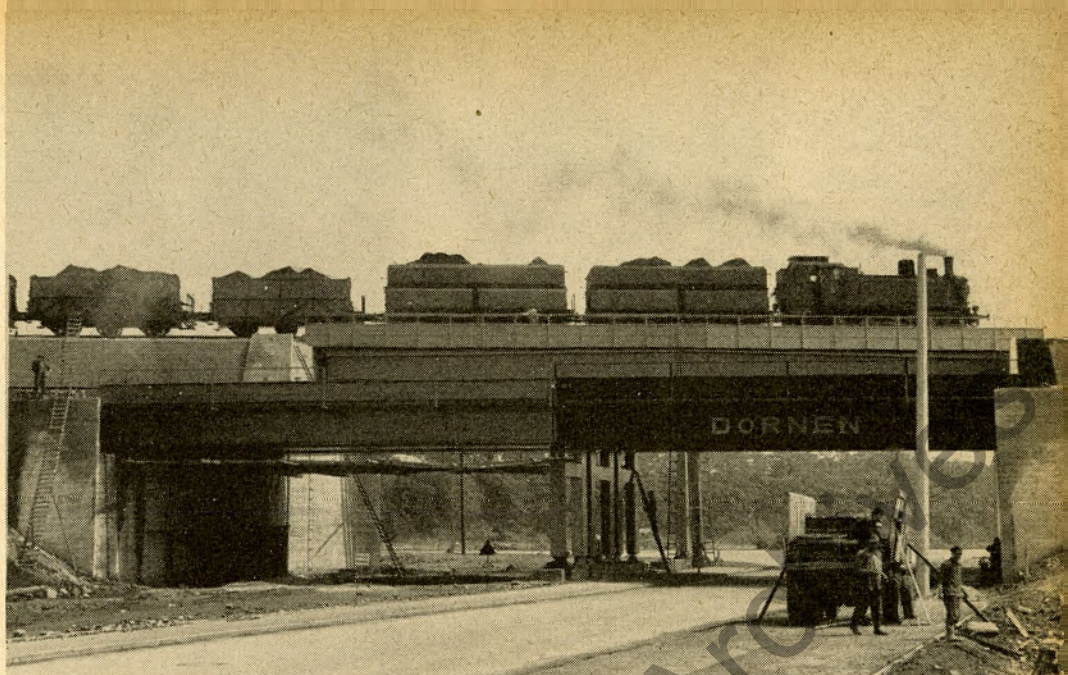
Alle diese Arbeiten konnten trotz vieler Schwierigkeiten zu den Einzelterminen des Hauptterminplanes fertiggestellt werden. Auch hier gebührt den Beteiligten für die fristgemäße Erledigung ein Sonderlob. Die Durchführung der Maßnahmen war nur durch die Bereinigung des Geländes, durch Ankauf und Austausch von Grundstücken, Abbruch von Häusern, Teilverlegung der wilden Siedlung an der Rüschebrinkstraße möglich. Diese Aufgaben wurden von unserer Liegenschafts- und Rechtsabteilung durchgeführt, die unter großen Schwierigkeiten und nach langwierigen Verhandlungen das Baugelände freikämpfen mußten.

Gewaltige Erdbewegungen

Eine Zusammenstellung der bewegten Bodenmassen und verbrauchten Baustoffe ergibt folgendes Bild über die geleistete Arbeit:

Für die Anschüttung der Hafenbahn und der Betriebsbahnhöfe wurden benötigt:





1,3 Millionen Kubikmeter Erdmassen im Gewicht von rund 2,2 Millionen Tonnen.
 Von diesen Mengen kamen:
 vom Kaiserberg in Dortmund-Hörde 320 000 Kubikmeter,
 von der Halde „Freie Vogel“ 220 000 Kubikmeter,
 von unserer Werkskippe Stockheide 760 000 Kubikmeter.
 Der gesamte Erdbau wurde gleislos betrieben. Hierfür waren maximal eingesetzt:
 zwei moderne amerikanische Großgeräte (Schürfkübelwagen, Gewicht in beladenem Zustand 50 Tonnen),
 15 Planiertrappen, 12 Bagger und rund 50 Lastkraftwagen.

Für die Brückenbauwerke wurden aufgewandt:

4000 Kubikmeter Stahlbeton mit 250 Tonnen Betonstahl,
 1300 Tonnen Zement und 6000 Tonnen Kies- und Schlackenmaterial,
 12 000 Quadratmeter Schalung,
 400 Tonnen Stahlüberbauten für die neuen Brücken.

In diesen Arbeiten sind die Bodenbewegungen zur Beseitigung der alten Schlackenhalde und die Auffüllung des Werksgebietes um das SM-Stahlwerk III nicht enthalten. Bei der Durchführung des Bauvorhabens hat sich kein schwerer Unfall ereignet.

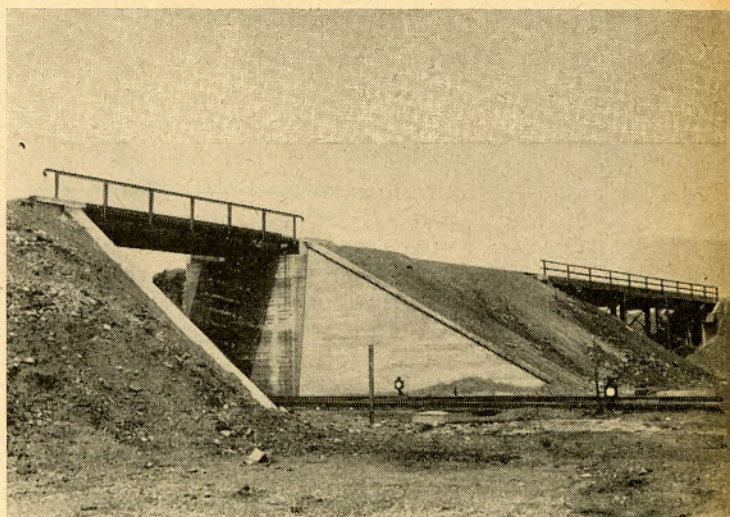
Zum Schluß seiner Ausführungen dankte Oberingenieur Scherer allen Beteiligten, den Behörden und Firmen für ihre tatkräftige Unterstützung und gute Zusammenarbeit. Den Männern vom Bau sowie allen Kollegen der Abteilung Eisenbahnwesen und der Neubauabteilung und der beteiligten Abteilungen der Westfalenhütte sprach er eine besondere Anerkennung aus und wünschte der neuen Hafenbahn auf ihrer Strecke viel Glück.

Direktor Mosecker von der Firma Peter Büscher & Sohn dankte für das Vertrauen, das die Westfalenhütte in die mit der Ausführung beauftragten Firmen gesetzt habe. Die termingerechte Fertigstellung der Hafenbahnverlegung sei durch die vorbildliche Planung und das gute Zusammenarbeiten aller beteiligten Stellen möglich gewesen. Er wünschte der Bauherrin viel Erfolg zum weiteren Aufstieg der Westfalenhütte.



Die durchschnittliche Tagesleistung betrug rund 5000 Kubikmeter. In den letzten Monaten wurden Spitzenleistungen bis 7000 Kubikmeter je Tag erreicht. Im Mittel wurden also täglich 500 Fahrten mit Lastzügen von zehn Kubikmeter Inhalt durchgeführt. Es wurde also an jedem Tag, in jeder Minute ein Lastzug auf den Kippen abgefertigt. Umgerechnet auf einen Transport mit Eisenbahnwagen würden die obenerwähnten 2,2 Millionen Tonnen Bodenmassen einen Güterzug mit 14 600 Wagen mit je 15 Tonnen Ladegewicht in einer Länge von 1500 Kilometern ergeben. Das entspricht etwa der Entfernung Brüssel—Köln—Dortmund—Berlin—Königsberg. Darüber hinaus wurden für die Gleisanlagen der Hafenbahn sowie für die Betriebsbahnhöfe

16 Kilometer Gleis	} Gesamtgewicht 2200 Tonnen
50 Weichen	
40 000 Schwellen und	
40 000 Tonnen Bettungsmaterial benötigt.	





Der Bundestag verabschiedete

IM KREUZFEUER DER ÖFFENTLICHEN KRITIK

in den letzten Jahren das Mitbestimmungsgesetz für Stahl und Kohle, das Betriebsverfassungsgesetz und jüngst das Mitbestimmungsgesetz für die Holdinggesellschaften.

Seit Jahren lagen die Spannungen des Für und Wider wie Gewitterwolken in der Luft. Das war bei jedem dieser Gesetze so. „Das Gesetz ist schlecht!“ behaupteten stets die einen. „Das Gesetz gehört zu den modernsten Sozialverfassungen der Welt!“ behaupteten stets die anderen:

Sicherlich hat keiner von beiden recht. Denn jedes Gesetz wird lebloses Papier sein und bleiben, wenn nicht hinter ihm Menschen stehen, die seinen Geist erfassen, auslegen und in die Praxis umsetzen. Gerade auch das Betriebsverfassungsgesetz kann, richtig angewandt, die Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Betriebsrat festigen ...

„Arbeitgeber und Betriebsrat arbeiten im Rahmen der geltenden Tarifverträge vertrauensvoll und im Zusammenwirken mit den im Betrieb vertretenen Gewerkschaften und Arbeitgebervereinigungen zum Wohl des Betriebes und seiner Arbeitnehmer unter Berücksichtigung des Gemeinwohls

zusammen.“ So beginnt der Abschnitt über die Mitwirkung und Mitbestimmung der Arbeitnehmer im Betrieb. Es wird also klar und deutlich gesagt: Nur auf der Grundlage des Vertrauens lassen sich Erfolge erzielen. Wir können sagen, daß wir das Gesetz bereits vor seinem Erlaß erfolgreich in unseren Betrieben praktiziert haben. Seine 92 Paragraphen waren längst zu Selbstverständlichkeiten im betrieblichen Alltag geworden.

Übrigens — eine Gewissensfrage: Kennen Sie das Betriebsverfassungsgesetz? Kennen Sie seine Rechte, Möglichkeiten und Pflichten? Wir meinen, daß sich nicht nur Vorstand und Betriebsrat darum kümmern sollten. Wo es um die Neuordnung der sozialen Beziehungen geht, taugen einseitige Anordnungen „von oben“ und einseitige Forderungen „von unten“ nicht viel — und „Patentlösungen“ gibt es nicht. Jedem einzelnen stehen heute zahlreiche Möglichkeiten offen, seine Meinung über den sozialen Status von morgen zur Diskussion zu stellen. Dieses Gespräch kann aber nur Früchte tragen, wenn wir uns an die Spielregeln halten. Sie sind im Gesetz genau festgelegt.

Jedes Gesetz geht uns alle an!

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Stahl gibt Beispiel

Wir haben wiederholt dargelegt, daß sich die Ertragslage der Hüttenwerke u. a. durch Preiserhöhungen für Kohle, Erz und Schrott — auch, das muß gesagt werden, durch Lohnerhöhungen und auf Grund der Arbeitszeitverkürzung der Hochofenbetriebe erfolgten Neueinstellungen und der mit ihnen verbundenen Steigerung der Lohnanteile — wesentlich verschlechterte. Hinzu kommt, daß der Investitionsbedarf anhaltend hoch ist, um den Vorsprung der konkurrierenden Hüttenindustrien möglichst einzuholen. Eine Eisenpreiserhöhung lag deshalb im Bereich der Möglichkeit, wenn nicht gar der Notwendigkeit. Trotzdem, so schreibt die „Westdeutsche Allgemeine“ unter der obigen Überschrift, haben sich die führenden Werke unserer Stahlindustrie dazu entschlossen, vorläufig von einer Preiserhöhung abzusehen. Dieser Verzicht ist sicher nicht leichtgefallen. Denn es läßt sich nicht bestreiten, daß seit dem 1. Juni 1955, dem letzten Termin einer Preisheraufsetzung, die Kosten auf der ganzen Linie gestiegen sind. Der Mehraufwand wird auf 500 Mill. bis 550 Mill. DM jährlich beziffert. Die Hälfte davon sollte über den Preis weitergewälzt werden.

Wenn die Stahlindustrie jetzt diesen Preisaufschlag unterläßt, so sind dafür in erster Linie gesamtwirtschaftliche Erwägungen maßgebend gewesen. An sich brauchten die Werke niemand zu fragen. Denn der Stahlpreis ist frei. Nur die Listen mit den neuen Preisen müssen bei der Hohen Behörde in Luxemburg hinterlegt werden. Man kann auch nicht sagen, daß eine Preisheraufsetzung auf dem Markte schwer durchzusetzen wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Der deutsche Walzstahl ist bei weitem der billigste in der Montanunion. Die Stahlindustrie bringt also ein Opfer, wenn sie im Interesse der Stabilisierung des innerdeutschen Preisstandes die eigenen berechtigten Preiswünsche zurückstellt.

Diese Haltung ist um so mehr anzuerkennen, als damit kein Kompensationsgeschäft verbunden wurde. Immerhin sollte der große Investitionsbedarf der Hütten mehr als bisher berücksichtigt werden, damit die Lücken in der Versorgung geschlossen werden können. Wer eine verantwortungsbewußte Preispolitik betreibt, kann auch eine solche Rücksichtnahme verlangen.

Es geht um die Automation

Ist die Automation eine sich aus der technischen Vervollendung zwangsläufig ergebende Entwicklung, die man fürchten muß, weil sie einen großen Teil der Arbeitnehmerschaft mit Arbeitslosigkeit und Not überfallen kann, oder bringt die zweite industrielle Revolution den Menschen jene segensreichen Vorteile, die ihnen als den Beherrschern der Maschinen zustehen?

Auf einem dreitägigen Seminar, das die Deutsche Volkswirtschaftliche Gesellschaft (Hamburg) in Heiligenhaus bei Düsseldorf durchführte, fand man folgende Antwort: Wenn sich die Automation zum allgemeinen Vorteil entwickeln soll, dann muß sie von Anfang an kontrolliert und straff gelenkt werden. . . Die Automation erfordert einen genauen Plan, für dessen Aufstellung und Durchführung die Regierung, die Unternehmer und die Gewerkschaften gleichermaßen verantwortlich sein müssen.

Der Vertreter der Europäischen Produktivitätszentrale führte aus, daß die größten Geldmittel nicht für die Automation als solche — gemessen an der Produktionsleistung erfordern, wie er sagte, die neuen Automaten keine wesentlich höheren Investitionen als die bisherigen Maschinen —, sondern für die Umschulung und Einrichtung neuer Arbeitsplätze für die durch die Automation freigesetzten Arbeitskräfte aufgebracht werden müßten. Daraus ergebe sich zwingend die gemeinsame Verantwortung des Staates und der sozialen Partner, wobei dem Staat als der höchsten Instanz die Verantwortung für eine exakte Planung zufalle. Von den automatisierten Betrieben müsse als Beitrag zur Durchführung dieser Planung ein Übergangsgeld für jeden freigestellten Arbeitnehmer geleistet werden. Man macht sich Sorgen um „die zweite industrielle Revolution“. Diese Sorgen sind sicherlich nicht unberechtigt. Man macht sich auch Sorgen um die Konjunktur, und da meinen die „Badischen Neuesten Nachrichten“:

Das Konjunkturklima zeigt eine leichte Veränderung

Es wäre unrichtig, von einer eigentlichen Abkühlung zu sprechen. In einzelnen Industriezweigen sind gewisse Stockungen aufgetreten.



Wir wissen alle, daß es gar nicht so leicht ist, Gedankengänge klar und deutlich in eine kurze und verständliche Form zu bringen. Das wird noch schwieriger, wenn es vor einem größeren Kreis geschehen soll. Für Betriebspraktiker gilt daher auch heute noch ein alter Leitsatz: „Erst durchdenken, dann aussprechen.“ Doch soll eine Unterschrift geleistet werden, dann ist eine noch größere Sorgfalt erforderlich, und der vorgenannte Leitsatz sollte durch einen Nachsatz erweitert werden: „Zweimal durchdenken und dann erst unterschreiben.“

Wir alle kennen die Witzblätter, die jenen Überforderten darstellen, der bei der Unterschriftsleistung seiner Tagespost das eigene Todesurteil unterschreibt. Doch in dieser Übertreibung liegt ein Körnchen Wahrheit. Gedankenlosigkeit, oft auch starke Überlastung, haben dazu geführt, daß das, was unterzeichnet werden soll, nicht entsprechend geprüft wird. Wer diese Prüfung nicht vornimmt, kann schließlich dafür einstehen, wofür er mit eigenem Namen die Verantwortung zu tragen hat. An vielen Stellen müssen wir ja auch unterschreiben. Sei es an der Post, der Scheck für die Bank — oder auch auf dem unangenehmeren Wechsel —, beim Lohn- und Gehaltsempfang — aber auch auf dem Standesamt.

Leider ist die Gruppe derer sehr groß, die in Überschätzung ihrer Möglichkeiten oder in unverantwortlichem Leichtsinne Dinge mit ihrem Namenszug decken, die mit einem guten Gewissen nicht mehr in Einklang zu bringen sind. Dazu gehören der Meister, der allzu großzügig den Überstundenzettel bestätigt, dazu gehören auch die Eltern, die ihren in der Ausbildung stehenden Kindern das Fortbleiben mit falschem Entschuldigungsgrund gestatten, oder die Kollegen, die sich bis über den Kopf in Abzahlungsverpflichtungen stürzen, für die sie dann nicht mehr aufkommen können.

Sehr viele haben hinterher die Leichtfertigkeit ihrer Unterschriftsleistung vor Augen geführt erhalten. Dann war es oft unmöglich oder sehr schwer, den gemachten Fehler zu beseitigen.

Überlegen wir also wirklich erst zweimal, ehe wir unterschreiben.



An den Mann, der meinen Hund überfahren hat

Ich hoffe, Sie hatten etwas Wichtiges vor, als Sie am Dienstagabend durch unser Dorf rasten. Könnten wir uns einreden, Sie seien ein Arzt und auf dem Weg zu einer Geburt oder einem Leidenden gewesen, vielleicht wäre uns dann wohlher. Das Leben unseres Hundes gegen die Schmerzen eines Menschen — das könnte angehen.

Aber obwohl wir nur den dunklen Umriß Ihres Wagens und Ihr Schlußlicht gesehen haben, wissen wir doch zu viel von Ihnen, um das zu glauben. Sie sahen den Hund, traten auf die Bremse, fühlten den Stoß, hörten ein Aufheulen und gleich darauf den Schrei meiner Frau. Ihre Reflexe sind ausgezeichnet, denn im selben Augenblick gaben Sie schon wieder Gas und jagten davon.

Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, Sie sind ein Mörder. Und ein Wagen ist in Ihrer Hand eine Mordwaffe.

Der Stoß und das Aufheulen kamen von Vicky, einem sechs Monate alten Basset mit altem Stammbaum, einem jungen Hund, der die Menschen und die Kinder liebte.

Sie haben leider nicht gesehen, was Sie angerichtet haben, obgleich — ein am Straßenrand verenderender Hund ist kein schöner Anblick. In zwei Sekunden haben Sie ein prächtiges, warmes, anschmiegsames Wesen in einen schmutzigen, häßlichen, blutigen Kadaver verwandelt.

Hoffentlich hatten Sie, als Sie den Hund überfahren, wenigstens einen Augenblick lang jenes üble Würgen im Hals und im Magen, das wir seitdem spüren. Und hoffentlich kommt dieses Würgen jedesmal wieder, wenn Sie eine Dorfstraße entlangrasen.

Denn das nächste Mal könnte es ein achtjähriger Junge sein, der selig und unsicher auf seinem ersten Fahrrad sitzt. Oder ein ganz Kleines tappt, wie es bei meinem Hund gewesen ist, in dem Augenblick unbemerkt auf die Straße hinaus, während man sich im Garten nach einem Unkraut bückt. Oder aber Sie haben ein zweites Mal Glück und töten wieder nur einen Hund und brechen wieder einer Familie das Herz.

Arbeiterentlassungen sind gemeldet worden. Es bestehen keine Anzeichen, daß die Anspannung auf dem Arbeitssektor sich gelockert habe. Trotzdem schmilzt der Block der restlichen Arbeitslosen nur langsam. Angesichts der starken Nachfrage nach Arbeitskräften, zumal auf dem Bauparkt mit 60 und teilweise sogar erheblich mehr Wochenstunden, sollte man meinen, hier seien noch mehr Arbeitskräfte zu mobilisieren, als in dem Rückgang der Arbeitslosen um rund 50 000 im Juni zum Ausdruck kommt. Offenbar ist der Restbestand an registrierten Arbeitslosen durchaus nicht mehr so ergiebig an Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen, wie die Ziffern es erscheinen lassen möchten. Das wichtigste Kennzeichen der Konjunkturlage ist aber... daß sich das Tempo der allgemeinen Steigerung deutlich verlangsamt... Die künftige Auseinandersetzung wird sich in einem etwas veränderten Klima abspielen: Die Uhr hat sozusagen geschlagen und angekündigt, daß wir uns einigen kritischen Punkten nähern. Das Wort „Entlassungen“ wird, mitten in der Hochkonjunktur, häufiger gebraucht, sogar in bisher konjunkturbegünstigten Branchen. Da eine Lockerung der kreditpolitischen Maßnahmen nicht erfolgen wird und das Preisventil schwieriger zu benutzen ist, muß ein Überdruck von der Lohnseite her mehr als bisher auf die Beschäftigten selber zurückschlagen. Das braucht für die Gesamtbeschäftigung keine Beeinträchtigung zu bedeuten; aber in den einzelnen Fällen dürften sich notwendige Umschichtungen vollziehen müssen, die auch für die Betroffenen unangenehme Begleiterscheinungen haben. Unangenehme Begleiterscheinungen des „deutschen Wirtschaftswunders“ sind beispielsweise auch das Tauziehen um und das Hinauszögern der seit Jahren angekündigten Rentenreform. Und bei allem steht es um die Sozialversicherung durchaus nicht schlecht. Feststeht vielmehr:

10 Milliarden Vermögen der Rentenversicherung

Die deutsche Sozialversicherung hat innerhalb der wenigen Jahre nach der Währungsreform aus Beiträgen und öffentlichen Zuschüssen ein neues Vermögen von zehn Milliarden DM angesammelt. Obwohl in letzter Zeit die Ausgaben der Rentenversicherung besonders stark zugenommen haben, laufen nach wie vor Überschüsse auf, weil nämlich das Beitragsaufkommen noch schneller gestiegen ist, im Vergleich zum ersten Quartal 1955 um nicht weniger als 22 Prozent.

Die Rechnungsüberschüsse beliefen sich im ersten Vierteljahr 1956 auf rund 620 Millionen DM und übertrafen damit um 200 Millionen DM die der entsprechenden Vorjahreszeit. Am 31. März 1956 hatten Arbeitslosenversicherung und Rentenversicherung zusammen seit der Währungsreform ein Vermögen von 10,025 Milliarden DM neu gebildet.

Es zeigt sich, daß die Sozialversicherung in den vergangenen Jahren eine nicht geringe Rolle am Kapitalmarkt und in der Kreditgewährung gespielt hat. Insgesamt sind von dieser Seite über Wertpapierkauf und Darlehensgewährung mehr als 7 Milliarden der Wirtschaft zur Verfügung gestellt worden, abgesehen von den Bankeinlagen. Die Altersrentenreform wird hier einen grundlegenden Wandel schaffen. Ein Teil der Mehrausgaben wird aus höheren Beiträgen gedeckt, aber ein Teil der Gelder — 1,9 Milliarden DM — wird dadurch freigemacht, daß man entsprechend auf Kapitalbildung verzichtet. Immerhin: Feststellung hin — Feststellung her. Es ist an der Zeit, daß die Rentner endlich mehr Geld bekommen! Das allein ist das Entscheidende.

4,5 Milliarden Groschen

Das ist ein gewaltiger Berg, das sind immerhin 450 Millionen DM, die jährlich in den Groschengravern der Glücksautomaten und Spielhallen umgesetzt werden. Die Zahl der in der Bundesrepublik aufgestellten Spielautomaten wird nämlich auf rund 130 000 geschätzt, die einen monatlichen Umsatz von 300 DM je Apparat haben.

450 Millionen DM! Zwar fließen 40 Prozent davon wieder in die Taschen der Spieler zurück, doch 60 Prozent verbleiben bei den Herstellern und Aufstellern. Auch der Staat macht ein Bombengeschäft mit der Spielleidenschaft. Es geschieht also nicht aus fiskalischen Gründen, wenn ein Antrag im Bundestag den Staat zwingen will, gewisse Einschränkungen hinsichtlich der Aufstellung der Glücksautomaten vorzunehmen. Die Zahl der Automaten ist je Lokal auf zwei beschränkt, und vor allem sind besondere Bestimmungen zum Schutze der Jugend erlassen worden.

Es ist schon ein Fortschritt, wenn der Spielleidenschaft der Jugend Einhalt geboten werden kann. Dafür wird man dem Staat — wenn auch nicht von seiten der Hersteller und Aufsteller — Dank wissen.

TECHNIK *und* PRODUKTION

Steigende Eisen- und Stahlherzeugung

Die Rohstahlerzeugung in der Montanunion überstieg im ersten Halbjahr 1956 die Produktion der gleichen Vorjahrszeit um mehr als 2 Millionen t oder 8,3 Prozent. Die Gesamterzeugung der Gemeinschaft erreichte 27,93 Millionen t gegen 25,78 Millionen t im ersten Halbjahr 1955. Den größten Fortschritt verzeichnete die Bundesrepublik mit einer Produktionssteigerung von 1 Million t, was 9,9 Prozent entspricht... Im Juni 1956 erreichte die Rohstahlerzeugung in der Gemeinschaft mit 4,84 Millionen t einen neuen Höchststand gegenüber 4,60 Millionen t im Mai... Die Roheisenerzeugung der Gemeinschaft belief sich im ersten Halbjahr 1956 auf 21,42 Millionen t und lag damit 1,4 Millionen t (plus 7 Prozent) über dem Ergebnis der gleichen Vorjahrszeit... Die Juni-Produktion von Roheisen in der Gemeinschaft lag bei 3,72 Millionen t gegenüber 3,63 Millionen t im Mai 1956.

11,3 Millionen Tonnen Rohstahl im ersten Halbjahr 1956

In der Bundesrepublik sind im ersten Halbjahr 1956 rund 11,3 Millionen Tonnen Rohstahl gegenüber 10,28 Millionen Tonnen im gleichen Zeitraum des Vorjahres erzeugt worden. Wie die Außenstelle Düsseldorf des Statistischen Bundesamts bekanntgab, verbesserte sich gleichzeitig auch die Produktion an Roheisen von 7,93 Millionen Tonnen auf 8,58 Millionen Tonnen. Bei gleichbleibender Produktionsentwicklung kann für das gesamte Jahr 1956 mit einer Leistung von annähernd 23 Millionen Tonnen Rohstahl gegenüber 21,3 Millionen Tonnen im Jahre 1955 gerechnet werden. Im Monat Juni hat sich die Rohstahlproduktion um knapp 140 000 Tonnen auf rund 1,94 Millionen Tonnen gegenüber dem Vormonat erhöht.

Noch mehr Stahl nötig!

Für eine weitere starke Steigerung der westdeutschen Rohstahlerzeugung und entsprechende Investitionsmaßnahmen spricht sich das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften aus. Wenn die Produktion der Eisen- und Stahlindustrie in den kommenden Jahren dem wachsenden Sozialprodukt folgen und damit die Grundlage für die Ausdehnung der volkswirtschaftlichen Gesamtproduktion liefern solle, müsse sie von gegenwärtig etwa 22 Mill. t Rohstahl jährlich auf etwa 28 bis 30 Mill. t im Jahr 1960 erhöht werden. Das Institut schätzt den Finanzbedarf für die Investitionsvorhaben auf dem Roheisen-, Rohstahl- und Walzstahlsektor sowie für die Vergrößerung der Erzaufbereitungs- und Sinteranlagen sowie der Kokereikapazität auf jährlich etwa 1 bis 1,2 Md. DM.

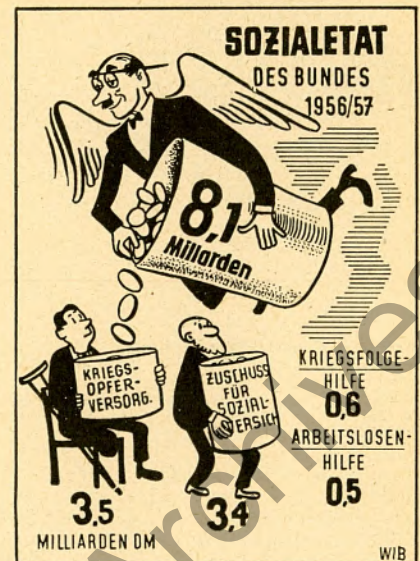
Stahl- und Eisenbau im Ruhrrevier voll beschäftigt

Die ersten Monate des Jahres 1956 brachten dem Stahlbau im engeren Ruhrrevier in fast allen Zweigen eine volle Beschäftigung. Nach Angaben der IHK Dortmund weist der Stahlbau heute einen Auftragsbestand für durchweg 9 bis 12 Monate auf. Die Absatzaussichten werden ausgesprochen günstig beurteilt. Der Vorsprung, den der Stahlbetonbau gegenüber dem Stahlbau hatte, ist in der letzten Zeit geringer geworden. Die Preise ließen sich durchweg leicht verbessern. Die Verbesserung der Erlöse hat mit der Erhöhung der Kosten nicht Schritt gehalten, so daß durch bessere Preise nur eine beschränkte Entlastung erzielt wird.

Vom britischen Eisen- und Stahlmarkt

Das Problem des britischen Eisen- und Stahlmarktes ist, mit dem ständig wachsenden Bedarf des Bauwesens, der Werften und anderer stahlverarbeitender Industrien Schritt zu halten. Trotz eines erheblichen Erzeugungsanstiegs liegen die Importe in einer Größenordnung von rund 100 000 Tonnen monatlich über den entsprechenden Einfuhren des Vorjahres. Andererseits werden die Exporte eingeschränkt. Ernste Auswirkungen zeigt die am 1. Juni eingetretene Erhöhung der Kohlen- und Kokspreise.

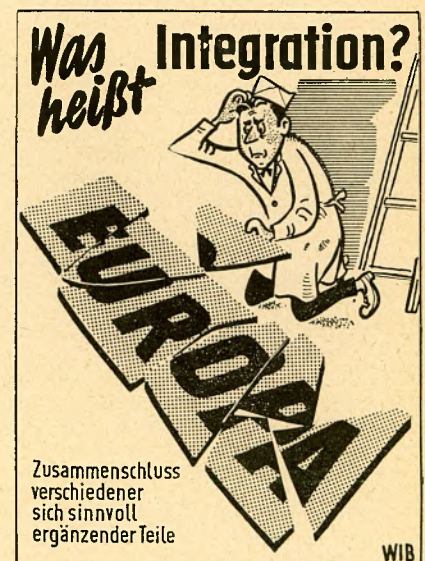
Man schätzt, daß die Brennstoffkosten der Stahlindustrie dadurch jährlich um etwa 8 Millionen Pfund Sterling ansteigen. In Kreisen der Stahlindustrie ist man der Ansicht, daß diese Kostensteigerung bei den gegenwärtigen Preisen für Eisen- und Stahlerzeugnisse nicht mehr aufgefangen werden kann. Die Möglichkeit eines weiteren Preisanstiegs ist zudem nicht ausgeschlossen.

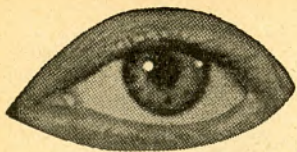


Einen Sozialetat von 8,1 Milliarden DM hat die Bundesrepublik für das Haushaltsjahr 1956/57 vorgesehen. Die Kriegsofferversorgung kostet etwa 3,5 Milliarden DM. Die Zuschüsse zur Sozialversicherung erfordern 3,4, für die Kriegsfolgenhilfe sind 0,6 und für die Arbeitslosenhilfe 0,5 Milliarden DM erforderlich. Ein Viertel der gesamten Einnahmen des Bundes sollen nach dem Voranschlag an die Empfänger der Sozialausgaben weitergeleitet werden. — Was ist das für den einzelnen...?

Was heißt Integration

Das lateinische Wort *integer* heißt soviel wie unversehrt, vollkommen, ein Ganzes bildend. Ein integrierender Bestandteil ist demnach ein Teil, der das Ganze, zu dem er gehört, mit ausmacht, es ergänzt. Integration heißt daher Zusammenschluß einander ergänzender Teile und ist auf wirtschaftlichem Gebiet in Europa von der Montanunion mit sichtbarem Erfolg herbeigeführt worden.





BLICK IN DIE PRESSE

Sozialer Meilenstein

Zur Arbeitszeitverkürzung in der Metallindustrie schreibt die „Westdeutsche Allgemeine“: Auf den ersten Blick kann es widersinnig erscheinen, weniger arbeiten zu wollen, wo ohnehin in der Vollbeschäftigung die Kräfte nicht ausreichen. Die Praxis muß zeigen, ob die Bremer Vereinbarungen zu einer echten Arbeitszeitverkürzung führen, oder ob sie nicht doch am Ende die Überstundenarbeit noch vermehren. Andererseits ist zu fragen, wann denn überhaupt als Segen der Technik die zeitliche Entlastung des Menschen möglich sein soll, wenn nicht in der Hochkonjunktur. Man sollte auch ruhig schon ein Stück weitersehen und an die Automatisierung denken, die vor den Toren unserer Fabriken steht.

Der gewichtigste Einwand lautet, daß die Verkürzung der Arbeitszeit in der Metallindustrie eine Kettenreaktion auslösen müsse, die manche Wirtschaftszweige in ernste Schwierigkeiten bringen und letzten Endes den Preisstand gefährden werde. Die unmittelbar Betroffenen in engster Nachbarschaft sind Kohle und Eisen. Sowohl der Bergbau wie auch die Stahlindustrie klagen seit geraumer Zeit über Kostenschmerzen. Die zwangsläufig auch hier kommenden Arbeitszeitverkürzungen müssen diese Sorge vergrößern.

Aber man sollte auch bedenken, daß es völlig risikofreie Entscheidungen in Wirtschaft wie auch Sozialpolitik kaum gibt. Die Vereinbarung für die Metallindustrie sieht eine so lange Laufzeit vor, daß es möglich sein sollte, ausreichende Erfahrungen zu sammeln, auch bezüglich der Folgen auf andere Wirtschaftsbereiche. Wir wollen daher auch nicht von einem Erfolg der einen oder anderen Seite sprechen, wohl aber anerkennen, daß die Beteiligten den Mut gehabt haben, einen entscheidenden Anfang zu machen, aus dem hoffentlich ein dauerhafter und immer größer werdender sozialpolitischer Fortschritt wird.

Das Unbehagen an der Konjunktur

Theo Pirker schreibt in „Die Andere Zeitung“: „Die soziologischen Forschungen zeigen, daß zwei Faktoren das gegenwärtige Verhalten der Industrie-arbeiterschaft entscheidend bestimmen. Es ist dies einmal die Frage der Arbeitsplatzsicherheit und zum anderen die des sozialen Status. — So sehr der Neoliberalismus in Deutschland

oder der „Volkskapitalismus“ in den USA auch die psychologische Beeinflussung der Arbeitnehmer erweiterte und verfeinerte, um diese zu einem kritiklosen Optimismus zu verleiten, so wenig ist es diesen Kräften gelungen, der Arbeitnehmerschaft den großen Schreck der Arbeitslosigkeit aus den Jahren 1929 bis 1934 zu nehmen. In der Bundesrepublik rangiert bei den einzelnen Befragungen die Größe der Arbeitsplatzsicherheit noch immer in der vordersten Gruppe bei der Bewertung der einzelnen Bestimmungsgründe der Meinung und des Verhaltens der Arbeitnehmerschaft. Dieses Problem der Arbeitslosigkeit bzw. der Garantie der Beschäftigung bestimmt das Verhalten des Arbeitnehmers in der Bundesrepublik in einem Ausmaße, daß sie politisch gefährliche Folgen ohne weiteres annehmen kann. Bei Rückläufigkeit der Konjunktur bzw. bei Ausbruch der Krise wird aller Voraussicht nach die Arbeitnehmerschaft der Bundesrepublik all den politischen Lösungen zustimmen, die ihnen auf kürzere oder längere Frist den Arbeitsplatz garantieren.

Kriegsbeil begraben

Bundeskanzler Adenauer hatte ein längeres Gespräch mit den Vorsitzenden der DAG, Rettig und Schmeider. Dazu wurde amtlich mitgeteilt, daß die DAG-Vorsitzenden die Anliegen für die Gestaltung der Rentenreform vorgetragen hätten, wofür Dr. Adenauer großes Verständnis gezeigt habe. Der Kanzler habe den DAG-Vertretern die Unterstützung ihrer Wünsche grundsätzlich zugesagt. Daraufhin sei das „Kriegsbeil“, das der DAG-Vorstand kürzlich dem Kanzler zugestellt hatte, gemeinsam begraben worden, allerdings nur symbolisch in Adenauers Arbeitszimmer. (Bremer Nachrichten.)

Klarheit

Der Vorsitzende der SPD hat sich mit den sog. sozialen Errungenschaften der DDR auseinandergesetzt. Bei ihm als einem Demokraten ist es deutlich, was er nach einer Wiedervereinigung nicht übernehmen will: die willkürliche Gerichtsbarkeit, das System der Bespitzelung, die Zertrümmerung der staatsbürgerlichen Freiheiten... Aber Ollenhauer hat als Realpolitiker und Sozialist auch gesagt, was nach seiner Meinung bleiben könnte: die Aufteilung des Großgrundbesitzes, die Verstaatlichung der großen Betriebe, nicht zuletzt die Zertrümmerung des Bildungsmonopols für die Wohlhabenden... Strömungen, wie sie Ollenhauer hier vertritt, bestanden seit langem auf der deutschen Linken. Aber noch niemals sind sie u. W. so klar parteiamtlich ausgesprochen worden wie diesmal. Man weiß jetzt, mit welchem Programm die sozialdemokratisch geführte Regierung in Gespräche über die Wiedervereinigung ginge. (Paul Sethe in der „Welt“.)

Hausfrauen

müssen mehr bezahlen

Das Leben ist teurer geworden. Diese Tatsache stellt jede Hausfrau bei ihren täglichen Einkäufen fest, denn um ein ordentliches Essen auf den Tisch zu bringen, muß sie heute wesentlich mehr bezahlen als etwa vor einem Jahr. Dies weist auch der amtliche Lebensmittelpreisindex aus, der im April 1955 noch bei 109 (Basisjahr 1950 = 100) stand und im gleichen Monat 1956 schon 113 erreicht hat. In diesem Gesamtindex sind jedoch auch die Ausgaben für Miete, Heizung, Hausrat, Bekleidung usw. enthalten, so daß er noch kein klares Bild über die Situation auf dem wichtigsten Sektor, nämlich den Ernährungsausgaben, gibt. Die Kosten für die Ernährung haben sich aber im Laufe der letzten zwölf Monate am meisten erhöht. Das ist um so schwerwiegender, als es sich bei dieser Ausgabengruppe um den sogenannten starren Bedarf handelt. Dies bedeutet, daß z. B. eine Familie mit Kleinkindern nicht wegen der Verteuerung von Milch plötzlich nur noch das preiswerte Sprudelwasser kaufen kann... Der Preisindex für Ernährung ist von April 1955 bis April d. J. um fünf Punkte auf 120 gestiegen. Damit haben sich die Kosten für Ernährung um 4,2 Prozent erhöht, das bedeutet bei einem Anteil von 46,1 Prozent an den gesamten Lebenshaltungskosten eine zusätzliche Belastung für den Etat um 1,94 Prozent... Über die Ursachen dieses Preisanstiegs wird seit langem gestritten. Sicher ist, daß die Agrarpolitik der Bundesrepublik neben dem häufig zitierten ungünstigen Wetter den stärksten Anteil an der Verteuerung hat. Würde man eine markt- und verbraucherfreundliche Einfuhr- und Vorratspolitik betreiben, die Importzölle senken oder abschaffen und die Subventionen für die Landwirtschaft auf ein normales Maß beschränken, könnte vieles für den Verbraucher besser werden. Unverständlich ist aber, daß man den Hausfrauen die Schuld für den Preisauftrieb in die Schuhe schieben will. (Frankfurter Rundschau.)



„Zugegeben: sie hat tolle Kurven. Aber was sind die schon gegen unsere Parteilinie!“ (Süddeutsche Zeitung.)

Das interessiert die Frau



Nicht so
ernst gemeint . . .

Der Schlüssel zum Herzen Ihres Kindes

Streiten Sie sich nicht in Gegenwart Ihres Babys, wenn Sie sich überhaupt streiten müssen. Auch wenn das Baby noch nicht sprechen kann, spürt es doch genau, was vorgeht. Nur immerwährende schützende Mutterliebe ist für Ihr Kind der Grundstock des Vertrauens in seine Umwelt, gibt ihm das Gefühl der Lebenssicherheit, und das ist das Wichtigste für seine Zukunft.

*

Sagt Ihr Kind manchmal: „Du doofe Mammi“? Strafen Sie es nicht. Der Zwei- bis Dreijährige stellt nur fest, daß er ein eigener Mensch ist. Er prüft im Vertrauen auf die unwandelbare Mutterliebe, wie weit er damit gehen kann, die geliebte Mutti zu ärgern. Lassen Sie sich ein wenig ärgern, es schadet Ihnen nicht. Schaden tut nur ein Kampf ums Prestige. Am Ende sind nämlich Sie und das Kind mit den Nerven herunter. Frechwerden gehört eben zur normalen seelischen Entwicklung.

*

Ihr Kind lügt? Wenn es noch keine fünf Jahre alt ist, kann es das gar nicht. Es erzählt nur, ganz gleich was. Moralische Vorhaltungen würden das Kind nur irritieren und letzten Endes verschüchtern.

*

Stören Sie nicht den Unternehmungsgeist Ihres Kindes. Lassen Sie es toben, solange und soweit es geht. Überflüssige Verbote werden später leicht zu überflüssigen Hemmungen. Im übrigen: das Spiel ist kein Spiel, sondern heiliger Ernst. Wenn Sie die Dummheiten auslachen, verletzen Sie das Innerste Ihres Kindes.

*

Wenn Ihr Kind Verstopfung hat, gegen die keine Pillen helfen, so kommt sie sicher nicht von der vielen Schokolade, die der letzte Hausbesuch mitbrachte. Sie werden es nur ungern glauben: Sie selbst können die Ursache sein. Ihr Verhältnis zum Kind ist nämlich nicht in Ordnung. Auch Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit sind oft die Folgen eines gestörten Verhältnisses von Mutter und Kind. Unter dem Unverstand der Eltern leiden die Kinder mehr als unter anderen Krankheiten. Denken Sie daran, daß Sie zwar einen kleinen, aber keinen halben Menschen vor sich haben.

*

Was wichtiger ist als die beste Erziehungsmethode: Eine gute Ehe!

Sc.

Vorsicht vor dem „Nuckel“

Mehr Umsicht bei Kleinkindern fordert der Deutsche Medizinische Informationsdienst. Vor dem Alleinlassen eines Kindes sollte festgestellt werden, ob die Bettdecke an allen vier Ecken befestigt sei, damit das Kind sie nicht über den Kopf ziehen könne. Das Kind solle vom dritten Monat an ans Schlafen in einem Strampelsack gewöhnt werden, der oben an den Gürtel geknüpft und an allen vier Ecken ans Bettgitter festgebunden wird. Katzen, Hunde oder andere Tiere solle man nie mit kleinen Kindern allein lassen.

Der Informationsdienst rät ferner, Kleinkindern wegen der Erstickengefahr nie einen „Nuckel“ oder ein Spielzeug mit einer Schnur an den Hals zu binden. „Lätzchen“ solle man bei Kleinkindern nie mit Nadeln oder anderen spitzen Gegenständen befestigen. Den Kindern sollte eingeschärft werden, nichts in den Mund zu nehmen, ohne es vorher zu zeigen.

Es sagte . . .

. . . ein ernster junger Mann, als das Mädchen an seiner Seite leidenschaftlich wurde: „Bitte, Fräulein Erna, meine Brille beschlägt.“

. . . eine verzweifelte Mutter, als ihr Dreijähriger die neue Schreibtischlampe zerbrochen hatte: „Mein Gott — jetzt habe ich aber genug! Du bekommst kein Brüderchen.“

. . . eine Frau in einem Nachtlokal zu ihrem Gatten: „Andere Leute werden mit Anmut und Würde alt. Aber du — du tanzst Samba!“

. . . ein Mann, der seiner Frau unerwarteten Besuch ankündigt: „Ei, da sind ja — trotz Schnee, Hagel, Frost und schneidendem Wind — die Müllers.“

. . . ein Geistlicher bei der Trauung zur Braut: „Wollen Sie, Erika . . . lassen Sie mich doch ausreden . . . Wollen Sie, Erika, diesen Mann . . . lassen Sie mich bitte ausreden, Erika . . .“

. . . ein ratloser Vater zu seiner Frau: „Ich habe versucht, ihm die Sache mit den Schmetterlingen und den Bienen zu erklären; aber er hat immer wieder von Mädchen angefangen!“

Kunstgeschmack

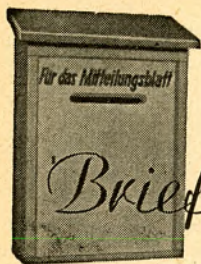
Ein reicher Witwer zog auf der Suche nach einer womöglich noch reicheren Witwe einen Heiratsvermittler zu Rate. Der hatte auch eine passende Partie vorzuschlagen. Es sei „eine Frau wie ein Bild“, sagte er, und der Bewerber zeigte Interesse. Der Vermittler arrangierte eine Zusammenkunft an einem Ecktisch in einem bestimmten Restaurant.

Als der reiche Mann die Dame erblickte, mit Blumenkohlöhren, einer Nase, die an eine verbogene Stoßstange erinnerte, und einem Schopf, der ihr wie gedroschenes Stroh in die Stirn hing, fauchte er: „Sagten Sie nicht, sie sehe aus wie ein Bild?“

Der Vermittler zuckte die Achseln. „Entweder man mag Picasso, oder man mag ihn nicht.“

Aus: „DAS BESTE aus READER'S DIGEST“





Unser Briefkasten

Frau Frieda M.:

Handeln Sie jetzt schnell! Die Landesversicherungsanstalt Westfalen teilt uns mit: Die Witwenrenten aus der Invalidenversicherung nach dem Dritten Gesetz zur Änderung des Sozialversicherungs-Anpassungsgesetzes in der Fassung vom 21. Januar 1956 werden vom 1. August 1955 an gewährt, wenn die im Gesetz geforderten Voraussetzungen vorliegen und der Antrag bis zum 31. Juli 1956 gestellt wird. Bei späterer Antragstellung beginnt die Rente nach § 1286 der Reichsversicherungsordnung mit dem auf die Antragstellung folgenden Monatsersten.

Jeder Witwe, deren Ehemann in der Invalidenversicherung versichert war und vor dem 1. Juni 1949 gestorben ist, wird daher — sofern sie Witwenrente noch nicht bezieht oder beantragt hat — nochmals empfohlen, bis zum 31. Juli 1956 einen Antrag auf Witwenrente zu stellen, wenn sie das 45. Lebensjahr vollendet oder am 1. Juni 1949 mindestens ein waisenrentenberechtigtes Kind erzogen hat. Für eine Witwe, die nach dem 1. August 1955 das 45. Lebensjahr vollendet, beginnt bei rechtzeitiger Antragstellung die Rente mit dem auf den Geburtstag folgenden Monatsersten.

Anträge auf Gewährung von Witwenrente nehmen die Versicherungsämter der Stadt- und Landkreise, die Stadt- oder Amtsverwaltungen bzw. Gemeindeverwaltungen entgegen.

Frau Klara S.:

Für Ihren Schwager trifft folgendes zu: Die auf freiwilligen Leistungen beruhenden Renten dürfen bei der Kürzung von betrieblichen Ruhegeldbezügen nicht herangezogen werden. Das hat der III. Senat des Bundesarbeitsgerichtes in Kassel betont. Er führte zur Begründung aus, daß derjenige, der selbst für sein Alter Vorsorge getroffen habe, nicht benachteiligt werden dürfe. Im Gegenteil müsse der Wille des einzelnen, für sein eigenes Dasein zu sorgen, gestärkt werden. Deshalb dürften die selbsterworbenen Leistungen auch im Falle einer Notlage eines Betriebes auf die Ruhegeldleistungen an den Arbeitnehmer nicht angerechnet werden.

Grundsätzlich hat sich der Senat der bisherigen Rechtsprechung, daß im Falle einer wirtschaftlichen Notlage des Unternehmens die Ruhegeldbezüge gekürzt werden können, angeschlossen. Gesetzliche Renten können im Gegensatz zu freiwilligen in diesem Falle auch angerechnet werden.

B. L., Verwaltung:

Neulich wurde in meiner Gegenwart über „einäugige“ und „zweiäugige“ Spiegelreflexkameras und ihre Vorzüge bzw. Nachteile debattiert. Was ist der Unterschied und was sind die Vorteile bzw. Nachteile beider Systeme?

„Einäugige“ Spiegelreflexkameras haben im Innern einen um 45° geneigten Spiegel, der das Bild auf die Mattscheibe wirft und erst im Augenblick der Aufnahme hochgeklappt wird und den Lichtstrahlen den Weg zum Film freigibt. Vorteil: Nur ein Objektiv, daher absolut genaue Wiedergabe des Bildausschnitts. Nachteile: Bei Abblendung entsprechende Verdunkelung des Mattscheibenbildes, die scharfe Einstellen erschwert (wird bei einigen sehr hochwertigen Konstruktionen durch sogenannte „Blendenvorwahl“ vermieden), und Fehlen

des Mattscheibenbildes just im Moment der Aufnahme. „Zweiäugige“ Spiegelreflexkameras haben über dem Aufnahmeobjektiv ein zweites, sehr lichtstarkes, das nur zum Einstellen dient. Vorteile: Blende am Aufnahmeobjektiv kann eingestellt werden, ohne das Mattscheibenbild zu verdunkeln, das außerdem auch während der Aufnahme sichtbar bleibt. Nachteile: Bei Nahaufnahmen muß die Parallaxe (zwischen Mattscheiben und Aufnahmeobjektiv) berücksichtigt werden. Der Kamerakörper ist (wegen der zwei Objektive) größer als bei der gleichformatigen „einäugigen“ Kamera.

H. K., ETA:

Ich möchte auf meine nächste Urlaubsreise ins Gebirge einen Fotoapparat mitnehmen und bitte um Rat, welche Sorte Film ich mir besorgen soll.

Eigentlich müßte die Antwort lauten: irgendeine der handelsüblichen Filmsorten. Da es sich jedoch um eine Urlaubsreise ins Gebirge handelt und Sie wohl im wesentlichen im Freien Aufnahmen machen wollen, nehmen Sie am besten einen sogenannten „panchromatischen“ Film. Wenn Sie eine Kleinbildkamera besitzen, raten wir Ihnen wegen der Vergrößerungsfähigkeit zu einem Feinkornfilm mit der Empfindlichkeit 17/10 DIN. Hat Ihre Kamera ein größeres Format, von dem Sie keine Vergrößerungen herstellen, so können Sie auch die höhere Lichtempfindlichkeit eines höchstempfindlichen Films von 21/10 DIN ausnutzen.

W. S., Walzwerke:

Ein Härteausgleich für Besatzungsschäden wird auf Antrag bei der Stadtverwaltung gewährt. Der Antrag muß bis zum 1. September beim Amt für Verteidigungslasten, Dortmund, Blücherstraße 27, eingereicht werden.



Die Lehrwerkstatt hatte, wie in jedem Jahre, die Eltern bzw. die Erziehungsberechtigten der in diesem Frühjahr eingestellten Lehrlinge und Anlernlinge am Montag, dem 18. Juni 1956, zu einer Elternberatung eingeladen.

Betriebschef und Ausbildungsleiter Freund konnte außer den erschienenen Eltern Vertreter der Berufsschule, der Betriebsvertretung und des Jugend- und Lehrlingsausschusses begrüßen. Welche Bedeutung seitens der Eltern diesen Beratungen beigemessen wird, geht daraus hervor, daß fast alle Eltern der Einladung Folge geleistet hatten.

Die Ausführungen des Ausbildungsleiters Freund, der auf die Bedeutung einer guten Zusammenarbeit zwischen Elternhaus, Ausbildungsbetrieb und Berufsschule im Interesse unserer Jugend einging und ferner auf alle die Dinge zu sprechen kam, die zwischen der Einstellung als Lernanfänger und der Abschlußprüfung liegen, fanden guten Anklang.

Im Anschluß an diese Ausführungen hatten die Eltern Gelegenheit, die von den Jungen während der Anlernzeit angefertigten Werkstücke zu besichtigen und mit den Ausbildern sowie mit den Vertretern der Berufsschule Rücksprache über die Leistungen ihrer Söhne zu halten.



Die Eltern waren zu Gast





EINE MENGE GELD

Sicherlich ist das viel Geld. Und doch ist es nur ein kleiner Teil der 109 969 DM, die das Werk an Mitarbeiter ausgezahlt hat, weil sie Verbesserungsvorschläge einreichten.

Kennt ihr das „Ei des Kolumbus“? In einer Gesellschaft brachte es niemand fertig, ein Ei auf die Spitze zu stellen. Kolumbus nahm das Ei, setzte es mit einem kleinen „Tick“ auf die Spitze — das Ei stand. Natürlich war das ein Kniff. Aber auch an deinem Arbeitsplatz gibt es bestimmt einen kleinen Kniff, der die Arbeit noch besser macht, der dein Schaffen erleichtert, der die Maschine, die du bedienst, vereinfacht. Du kriegst den Kniff heraus, denn du kennst ja deinen Arbeitsplatz, du bist ein guter Arbeiter. Und der Kniff will besagen:

- Wie kann ich die Arbeit vereinfachen?
- Wie kann die Maschine besser laufen?
- Wie kann ich die Qualität verbessern?
- Wie kann ich Material sparen?
- Wie lassen sich Unfallquellen vermeiden?

Da gibt es ja so viel Möglichkeiten. Denke einmal nach und — reiche deinen Verbesserungsvorschlag ein. Es lohnt sich auch für dich! Das haben deine Kollegen schon längst eingesehen.

Im Jahre 1948, als das Vorschlagswesen „startete“, waren es nur zwei deiner Kollegen, deren Vorschläge prämiert werden konnten. Bis zum Jahre 1953 erhöhte sich die Zahl der Verbesserungsvorschläge auf 110. Von da ab bemühten wir uns, in unserer Werkzeitschrift die Notwendigkeit der Mitarbeit an der Steigerung der Leistungsfähigkeit und Produktivität — übrigens: jede Mark Lohn und jede Mark für soziale Leistungen kann nur ausgegeben werden, wenn sie im Betrieb erarbeitet wurde — immer wieder darzulegen und zur Mitarbeit aufzufordern. Daraufhin steigerte sich die Zahl der Vorschläge 1954 auf 195 und 1955 auf 448. Und auch das sind noch zu wenig.

Hier bei den Verbesserungsvorschlägen kann jeder zeigen, was er an seinem Arbeitsplatz kann. Nichts ist so vollkommen, als das es nicht verbessert werden könnte.

Wo aber bleibt dein Verbesserungsvorschlag?

Es geht um deinen Arbeitsplatz

Das ist eine nüchterne Feststellung, meinte Arbeitsdirektor Berndsen bei dem kameradschaftlichen Beisammensein der rund 200 Mitarbeiter, die in jüngster Zeit Prämien ausgezahlt erhielten, weil sie sich mit der Ausarbeitung von Verbesserungsvorschlägen besonders verdient gemacht hatten. Die Überbetonung der Stahlkonjunktur könne nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Hüttenindustrie manche Sorgen hätte und daß der Konkurrenzkampf auf den Märkten sehr hart sei. Es sei unerlässlich, daß jeder einzelne — ganz gleich, an welchem Arbeitsplatz er schaffe — sich täglich überlege: Was kann ich besser machen — Wie kann es besser gemacht werden — Wo sind Verbesserungen möglich?

Auch der 2. Betriebsratsvorsitzende, Hans Hutfilker, hob hervor, daß das Verbesserungsvorschlagswesen jedwede Unterstützung von seiten des Betriebsrates erhalte, weil es entscheidend dazu beitrage, den Arbeitsplatz zu sichern.

Dipl.-Ing. Sondermann, der Vorsitzende des Ausschusses für das Verbesserungswesen, erklärte, daß nicht nur vollendete Ausarbeitungen angenommen würden, sondern daß jeder, der eine gute Idee habe, auch wenn er sie nicht selbst ausarbeiten könne, sich an ihn wenden möge, um gemeinsam die Verbesserungsidee auszuarbeiten.

Alle Einsendungen sind zu richten an: Dipl.-Ing. Sondermann, Kaliberwalzwerke.



ADOLF DÜNNEBACKE BEI UNS

Adolf Dünnebacke? Wer es nicht wissen sollte: Schon vor dem ersten Weltkrieg war er einmal kurze Zeit beim Eisen- und Stahlwerk Hoesch beschäftigt. Von 1920 bis 1930 war er Betriebsratsvorsitzender und Mitglied des Aufsichtsrates bei Hoesch. Die Alten rund um den Borsigplatz kennen ihn alle. Sein umfassendes Wissen, seine hervorragenden Organisationseigenschaften und sein gerader Charakter waren Anlaß genug, ihn 1930 in die Hauptverwaltung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes nach Berlin zu berufen. Geächtet und verfolgt durch die Nazimachthaber war er nach dem Zusammenbruch 1945 sofort wieder zur Stelle und widmete sich dem Wiederaufbau Berlins. Seit 1946 Bezirksbürgermeister, ist er heute der dienststrang-älteste Bezirksbürgermeister der Vier-Sektoren-Stadt. Berlin-Reinickendorf, 220 000 Einwohner zählend, ist heute sein Betätigungsfeld.

Auf einer Fahrt zur Tagung des Deutschen Städtetages war er nun mit zwei seiner Kollegen bei uns zu Besuch. Kurt Exner, Bezirksbürgermeister von Berlin-Neukölln, 285 000 Einwohner, und Georg Ramin, Bezirksbürgermeister von Berlin-Spandau, 170 000 Einwohner, begleiteten ihn. Diese drei Bezirksbürgermeister, die in einer Ratssitzung der Stadt Dortmund besonders feierlich begrüßt wurden, waren am 20. Juni Gäste unserer Westfalenhütte. Hüttendirektor Dr. Harr begrüßte im Namen des Vorstandes der Westfalenhütte die drei Herren.

Bei der anschließenden Werksbesichtigung traf Adolf Dünnebacke auf viele alte Bekannte. Welch herzliche Begrüßungen fanden statt, und manch altes Erlebnis wurde rasch wieder in die Erinnerung zurückgerufen.

Im Kreise von Vorstandsmitgliedern unserer Hütte und der Hoesch AG fand nach der Besichtigung ein reger Gedankenaustausch statt. Die führenden Männer der Berliner Verwaltung waren tief beeindruckt von der gewaltigen technischen Entwicklung. Doch auch ihre Sorgen fanden Gehör. So konnten Dr. Ohel und Dr. Koch den Herren als freudiges Geschenk eine große Zahl von Ferienplätzen für Berliner Kinder in einem Erholungsheim an der Nordsee zusichern. Bewegt dankten die Gäste für dies großzügige Geschenk.

Wir aber freuen uns, daß Adolf Dünnebacke, der der „alte“ geblieben ist, wieder einmal bei uns war.

Adolf Dünnebacke schrieb uns folgenden Brief, den wir gern veröffentlichen:

Liebe Freunde von der Westfalenhütte!

Zunächst darf ich, zugleich auch im Namen meiner Reisegefährten, der Bezirksbürgermeister Exner (Neukölln) und Ramin (Spandau), meinen herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme aussprechen, die wir in der Westfalenhütte gefunden haben! Ich besonders durfte erleben, daß auch eine Jahrzehnte währende Abwesenheit nicht die freundschaftlichen und kollegialen Beziehungen stören konnte, die aus gemeinsamer Arbeit am gleichen Werk erwachsen sind. Es ist immerhin ein Vierteljahrhundert vergangen, seit ich die Westfalenhütte verließ. Wenn man nach diesem Zeitraum, der uns so viel Erschütterung und Zerstörung brachte, noch so viele vertraute Gesichter sehen und manchen freundschaftlichen Händedruck tauschen konnte, ist das ein unvergeßliches Erlebnis.

Die Westfalenhütte selbst aber, das Werk in seinem technischen Aufbau, hat in dieser Zeit wesentliche Veränderungen erfahren, die besonders dem ins Auge fallen, der die alten Anlagen noch gekannt hat. Das ist uns auch deutlich geworden durch die sachkundige Führung des Herrn Roloff, dem wir dafür sehr dankbar waren. Die schwere und gefährliche Arbeit am Hochofen, im Thomaswerk und in den Walzwerken ist zu

einem guten Teil mechanisiert und damit nicht nur in ihrem Effekt gesteigert, sondern auch für die Menschen erträglicher geworden. Das neue vollkontinuierliche Walzwerk für Halbzeug läßt schon fast keine unmittelbar zugreifende Menschenhand mehr sichtbar werden, um so mehr aber spürt man im Beben des Bodens, auf dem man steht, im Vibrieren des ganzen

Raumes die titanischen Kräfte, die hier vom menschlichen Geist gebunden sind und von Menschenhänden gesteuert werden.

Bei der Besichtigung der Lehrlingswerkstatt sahen wir den Erfolg der modernen Technik für den Menschen, ein Erfolg, der uns ja an anderer Stelle sooft fragwürdig erscheint. Hier wird den jungen Menschen eine Fürsorge und Erziehung zuteil, die ihnen in den kritischen Zeiten ihrer Entwicklung den notwendigen moralischen Halt bieten und eine gute Grundlage für ihre handwerkliche Ausbildung geben können. Die Großzügigkeit dieser Einrichtungen ist sicher auch ein Erfolg des technischen Fortschrittes, der an dieser Stelle unbestreitbar ist.

Unser Aufenthalt in Dortmund hat in der Dortmunder Öffentlichkeit ein Echo gefunden, das wir nicht vermuten konnten. Wir, drei Delegierte Berlins zum Deutschen Städtetag in Essen, wollten den Aufenthalt im Ruhrgebiet benutzen, um auch in Dortmund das neue Stadtbild, die kommunalen Probleme und ihre Lösungen kennenzulernen. Aus diesem Vorhaben ist, ohne unsere Schuld, „beinahe ein Staatsbesuch“ geworden, wie es eine Tageszeitung ausdrückte: ein Empfang beim Oberbürgermeister, Teilnahme an einer Ratssitzung, Besichtigung kommunaler Einrichtungen unter sachkundiger Führung, Rundgespräche über aktuelle soziale Aufgaben — kurz, diese zwei Tage waren prall gefüllt mit Eindrücken und Erfahrungen verschiedenster Art.

Das Gesehene und Gehörte wird uns noch lange in unserer sachlichen Arbeit beschäftigen. Unvergessen aber bleibt der Eindruck einer tiefen Verbundenheit, einer aufrichtigen Anteilnahme an den Sorgen, die uns in Berlin zu schaffen machen, und eine herzliche Gastfreundschaft. Diese Verbundenheit hat sich nicht in Worten erschöpft. Wir durften viel

Adolf Dünnebacke (links) begrüßt das Betriebsratsmitglied Hermann Stachel

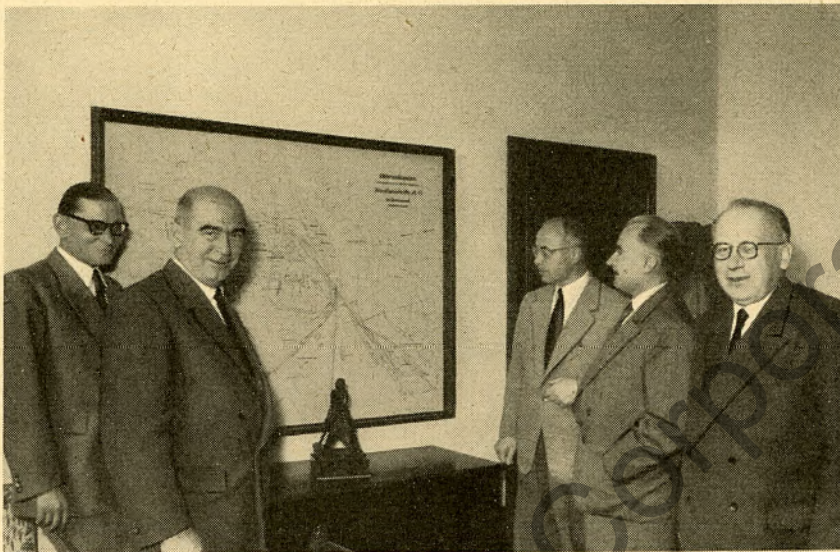


mehr sowohl von der Stadtverwaltung wie auch von der Direktion der Westfalenhütte eine größere Anzahl von Ferienplätzen für Berliner Kinder als Gastgeschenk entgegennehmen. Dafür auch an dieser Stelle herzlichen Dank! Wenn man in der Rheinischen Straße in Dortmund geboren ist, den größten Teil seines Lebens in dieser Stadt gelebt und gearbeitet hat, auch die furchtbaren Zerstörungen im Kriege kennenlernte, die Dortmund betroffen haben — kann man nur mit froher Überraschung das neue Leben sehen, das aus den Ruinen emporwächst. Besonders bemerkenswert erschien uns dabei, daß ein durchaus neues Stadtbild erkennbar wird, das den Erforder-

seinem Wiederaufbau dem übrigen Bundesgebiet gegenüber um einige Jahre zurückgeblieben. Daran ist die Blockade, sind die Verkehrserschwerungen durch die Sowjetzonenregierung u. a. schuld. Dieser Rückstand drückt sich nicht nur im wirtschaftlichen Status aus, sondern auch in der technischen Entwicklung des Verkehrs, im architektonischen Bild der Stadt, in der Gestaltung öffentlicher und sozialer Einrichtungen und in allen anderen Faktoren, die überhaupt der Entwicklung unterworfen sind. Berlin aber muß daran denken, als künftige Bundeshauptstadt funktionsfähig für diese besondere Aufgabe zu werden, vorbildlich jene Eigenschaften zu entwickeln und



Oben und unten: Im Gespräch mit alten Kollegen



Links: Hüttendirektor Dr. Harr (3. von rechts) erklärt den Gästen — zu denen sich der Direktor des Verkehrs- und Presseamtes, Willi Weinauge (1. links), gesellte — die Anlagen der Hütte

nissen des gesteigerten Verkehrs und der Wirtschaft entspricht und eine moderne Baugesinnung und großzügige Planung erweist. Nicht jede Stadt in Deutschland hat die einmalige „Chance der Zerstörung“, wenn man so sagen darf, ausgenutzt, um auf einem neuen Grundriß ein neues Stadtbild zu entwickeln. Dortmund hat es getan, und darauf können seine Stadtväter stolz sein.

*

Wenn Berliner Politiker oder Verwaltungsleute in die Bundesrepublik fahren, so tun sie es entweder, um die besonderen Interessen Berlins zu vertreten oder, und diesem Anliegen galt unser Besuch in Dortmund, eine Verbindung geistiger und kultureller Art zu schaffen. Das hat nichts mit der materiellen Hilfe für Berlin zu tun; die steht auf einem anderen Blatt. Hier geht es — und ging es auch bei unserem Besuch — darum, die menschliche und geistige Verbindung der künftigen Hauptstadt mit der Bundesrepublik herzustellen und aufrechtzuerhalten.

Das klingt, wenn man es so allgemein sagt, übertrieben und anmaßend und muß daher erläutert werden. Berlin ist in

Einrichtungen zu schaffen, ohne die eine Bundeshauptstadt nicht denkbar ist. Ein ständiger und möglichst inniger Kontakt zwischen Berlin und der Bundesrepublik ist daher nicht nur wünschenswert, sondern dringend notwendig. Wenn auch unser Besuch in Dortmund im Rahmen dieser Aufgabe und gar erst im Zusammenhang mit der großen Aufgabe einer deutschen Wiedervereinigung nur als ein winziger Beitrag anzusehen ist, so wollen wir nicht vergessen, daß erst aus der Zusammenarbeit vieler ein großes Werk entsteht und besteht.

Mit freundschaftlichen Grüßen

Adolf Dünnebacke





Der Tag der Schwerbeschädigten

Einmal im Jahr, so ist es alter Brauch bei uns, folgen die Schwerbeschädigten — in diesem Jahre waren es rund 650 — mit ihren Frauen einer Einladung zu einem unbeschwerten kameradschaftlichen Beisammensein. Wieder ging die Fahrt zum „Freischütz“, vor den Toren Dortmunds. Das — man muß schon sagen ausnahmsweise — gute Wetter bot unseren Kameraden die sehr willkom-



der Feier unter Einschluß der Frauen der Kameraden zur Verfügung gestellt, weil die Frauen — als treue Kameradin insbesondere eines Schwerbeschädigten — sich geradezu das Anrecht erworben hätten, auch die Freudenstunden ihrer Männer mitzuerleben.

Ein buntes künstlerisches Programm brachte den Teilnehmern viel Freude und Heiterkeit. Für die musikalische Umrahmung sorgte wie immer in bewährter Art unser Werkorchester.

men Gelegenheit, nach dem Essen und dem Kaffeetrinken kurze Spaziergänge im gepflegten Schwerter Wald zu unternehmen.

Nach dem Abendessen begrüßte Obmann Heinz Stang seine Kameraden und die vielen erschienenen Gäste. Er gab besonders seiner Freude darüber Ausdruck, daß es in diesem Jahre möglich gewesen sei, auch die Frauen teilnehmen zu lassen, und dankte dem Werk für die Bereitstellung der erheblichen Mittel.

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen überbrachte die Grüße und Wünsche des Vorstandes, Man habe um so bereitwilliger die Beträge zur Durchführung



DIE NORMALARBEITSZEIT

Eine persönliche Erinnerung: Als ich vor knapp 20 Jahren Arbeiter im Walzwerk wurde, war ich dort täglich 12 Stunden im Betrieb, von denen 10 Stunden bezahlt wurden. Der Wechsel von der Nacht- auf die Tagschicht vollzog sich wie folgt: Freitagschicht: Freitag 18 Uhr bis Samstag 6 Uhr, Samstag 12 Uhr bis 0 Uhr, Sonntag 6 Uhr bis 18 Uhr. Es wurden also „normal“ innerhalb von 14 Tagen 15 Schichtenverfahren. Nun, die „Alten“ von uns kennen das — die Jüngeren sollten einmal darüber nachdenken, was die Durchführung der 48-Stunden-Woche in unseren Stahlbetrieben bedeutet — und was eine weitere Senkung der Arbeitszeit für den Arbeiter und für das Werk bedeuten wird.

Nun ist in der Metallindustrie zwischen dem Gesamtverband der metallindustriellen Arbeitgeberverbände und der IG Metall ein Abkommen erzielt worden, das in seinen wichtigsten Bestimmungen besagt:

Die in den Tarifverträgen zwischen den Arbeitgeberverbänden der Metallindustrie und der Industriegewerkschaft Metall für die Bundesrepublik Deutschland vereinbarte regelmäßige Arbeitszeit von 48 Stunden je Woche wird unter Weitergeltung der entsprechenden Bestimmungen der Manteltarifverträge auf 45 Stunden herabgesetzt.

Die bisherigen Tariflöhne bzw. Ecklöhne werden unter Weitergeltung der Lohntarifverträge um 8 Prozent erhöht.

Die zwischen den Tarifparteien dieses Abkommens bestehenden Angestelltentarifverträge sind sinngemäß zu ändern.

Die über die regelmäßige wöchentliche oder tägliche Arbeitszeit gemäß Ziffer 1 dieses Abkommens hinaus geleisteten Arbeitsstunden werden nach Maßgabe der Regelungen in den Tarifverträgen mit den dort vereinbarten Mehrarbeitszeitzuschlägen vergütet.

Die in den Lohn- und Gehaltsabkommen enthaltenen Bestimmungen über die tatsächlichen Auswirkungen von tariflichen Lohn- und Gehaltserhöhungen finden entsprechende Anwendung.

Am Schlusse einer gemeinsamen Presseverlautbarung wird erklärt:

Dieses Abkommen dient dem Schutz und der Erhaltung der menschlichen Arbeitskraft und stellt einen bedeutenden Abschnitt in der sozialpolitischen Entwicklung dar.

Beide Parteien sind sich darüber einig, daß eine hohe Produktion eine der Voraussetzungen für den wirtschaftlichen Fortschritt und einen hohen Lebensstandard ist.

DIE NORMALARBEITSZEIT IN EINER WOCHEN

BUNDESREP., BELGIEN, SCHWEIZ,
ITALIEN, TÜRKEI, JAPAN

STD.

48

ISRAEL

47

SOWJ. ZONE, POLEN,
SÜDAFRIKAN. UNION

46

WESTD. METALLINDUSTRIE

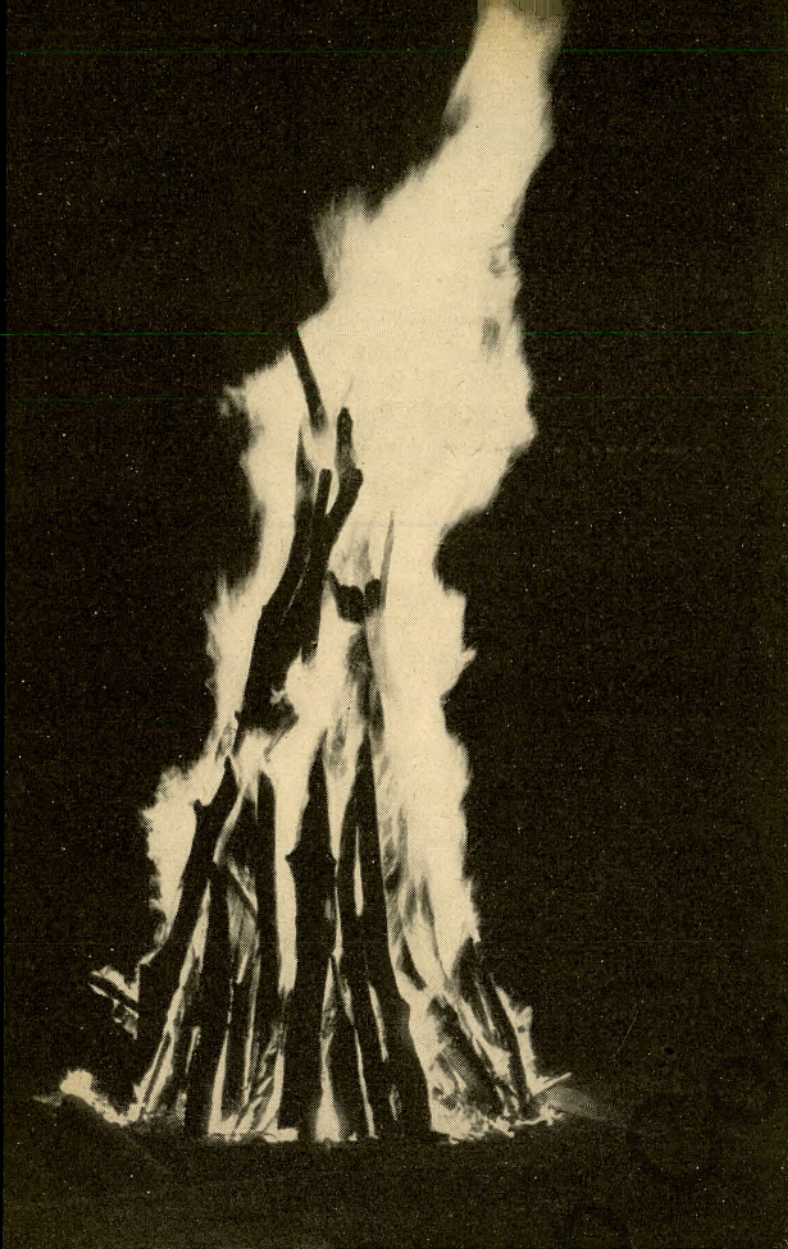
45

GROSSBRITANNIEN, z.T. KANADA

44

USA, FRANKREICH, AUSTRALIEN

40



Flamme empor!



Am 21. Juni hingen tagsüber dicke, schwere Wolken tief am Himmel. Das Wetter war zur Sonnenwendfeier nicht besonders einladend. Doch am Abend waren rund 5000 Besucher in unseren Sport- und Erholungsanlagen erschienen, um die Sonnenwendfeier mitzuerleben.

Das Werksorchester unserer Westfalenhütte umrahmte das reichhaltige Programm. Der Jugendchor Hörde begeisterte durch seine Lieder. Nach dem wirkungsvollen Fackeltanz, getanzt vom Dortmunder Volkstanzkreis, wurde das Sonnenwendfeuer angezündet. Helmut Neukirch, jetzt beim Vorstand der IG. Metall in Frankfurt, hielt die Feuerrede, in der er das Licht als den Wegweiser in eine bessere und friedvollere Zukunft bezeichnete. Die Jugend sei besonders aufgerufen, die Irrlichter zu löschen und sich aktiv am Neuaufbau einer besseren Gesellschaftsordnung zu beteiligen.



Volkstänze und alte Wanderlieder schlossen sich in wechselnder Folge an. Manche Ältere dachten bei loderndem Feuer an ihre Jugendzeit zurück und wären vielleicht gerne in den Kreis der Tanzenden bei der „Geestländer Quadrille“ oder der „Steglitzer Masurka“ gesprungen. Das Lied „Der fröhliche Wandersmann“, vom Jugendchor und Werksorchester gemeinsam vorgetragen, fand besonderen Beifall. Das gemeinsame Lied „Ade nun zur guten Nacht“ beschloß die sehr eindrucksvolle Sonnenwendfeier.

Immer wieder packt die Menschen die Eigenart der Sonnenwendfeier. Besinnlich und nachdenklich stimmend, doch fordernd und mitreißend zugleich, wird die Sonnenwendfeier die Menschen immer wieder ansprechen. Die stetig steigende Besucherzahl ist dafür der beste Beweis.

Es geht um das Betriebsklima

Der Vorstand der Vertrauensleute sprach in einem ersten Rundbrief seines „Informationsdienstes für die gewerkschaftlichen Vertrauensleute in der Westfalenhütte AG“ erstmalig die Vertrauensleute an und erklärte hierbei u. a.:

Vertrauensleute, wir alle sind berufen, das uns anvertraute Ehrenamt, das kein Vorrecht, sondern nur Verpflichtung kennt, vorbildlich auszuüben. Indem wir unseren Kolleginnen und Kollegen beratend und helfend zur Seite stehen, ihre Sorgen und Nöte verstehen und zu lindern versuchen, am Arbeitsplatz und im Umgang mit unseren Mitmenschen beispielhaft sind, legen wir den Grund für ein Betriebsklima, wie wir es uns alle vorstellen und wünschen...

Bei der Westfalenhütte haben wir die Mitbestimmung bereits seit 1947. Wir können mit berechtigter Genugtuung eine Reihe ansehnlicher Erfolge verzeichnen, die uns auf sozialem Gebiet und wirtschaftlich zugute kommen. Unsere Mitbestimmungsvertreter haben unsere Interessen nach ihren besten Kräften wahrgenommen. Auch in Zukunft werden sie das nur können, wenn wir geschlossen hinter ihnen stehen. Damit sie und wir erfolgreich weiterarbeiten können, bedarf es des Vertrauens zur anderen Hälfte im Rahmen der Mitbestimmung, nämlich der Anteilseignerseite; solange wir nicht enttäuscht werden, wollen wir dieses Vertrauen haben. Dies, liebe Kolleginnen und Kollegen, bitten wir euch, zu beherzigen. Wir sind gewiß, daß dann die Erfolge unserer Arbeit nicht ausbleiben.

Wir haben erlebt, daß es dem Wohl der Belegschaft nicht dient, wenn sich parteipolitische Betriebsgruppen untereinander bekämpfen. Unsere Kraft liegt eben nur im gemeinsamen Handeln aller Arbeiter und Angestellten. Ihr Sammelplatz kann nur der gewerkschaftliche Boden sein, auf dem wir uns ohne Rücksicht auf parteipolitische Einstellungen verständigen können und wollen.

Das setzt voraus:

Gemeinsames Erkennen! Gemeinsames Fordern! Gemeinsames Handeln!

Nach folgenden Richtlinien wird der Vorstand der Vertrauensleute arbeiten:

1. Sitzungen finden nach Bedarf statt, im wesentlichen außerhalb der Arbeitszeit.
2. Über jede Sitzung wird eine Niederschrift geführt.
3. Der Vorstand hält laufend Verbindung mit der Industriegewerkschaft, dem Betriebsrat, der Direktion.
4. Der Vorstand unterrichtet die Vertrauensleute durch Rundbriefe, insbesondere über folgende Fragen: Betriebsrätstätigkeit, Gewerkschaftsfragen, Anfragen aus dem Betrieb.
5. Alle Eingaben werden schriftlich beantwortet und — wenn sie von allgemeinem Interesse sind — im Rundbrief veröffentlicht.
6. Die Vertrauensleute-Vollversammlungen werden in der Regel einige Tage vor der turnusmäßigen Belegschaftsversammlung stattfinden. Bei Bedarf

werden Vertrauensleute-Teilversammlungen für Arbeiter bzw. Angestellte durchgeführt.

Alle Eingaben können bei Kolleginnen und Kollegen, die dem Vorstand angehören, oder im Gewerkschaftsbüro, „Eingang 1“, Stahlwerkstraße, abgegeben werden. Für diese Eingaben gilt das unter 4. und 5. Gesagte.

Vertrauensleute, tragt alle dazu bei, unseren Rundbrief lebendig zu gestalten. Gebt uns Kenntnis von Wünschen, Forderungen und Mißständen. Übt an unserer Arbeit Kritik — wir begrüßen das. Kurz, vermittelt uns jeweils ein ungeschminktes Stimmungsbild eurer Betriebsabteilungen. Dann muß und wird es uns gelingen, das in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Für den Vorstand der Vertrauensleute
Stee g m a n n



BEGINN *und* REIFE

Kunstaussstellung 1956 in Recklinghausen

Die Ruhrfestspiele zeigten auch in diesem Jahr eine Kunstaussstellung, die uns ansprechen — die uns aufrufen sollte, Ihr Aufbau nach „Beginn und Reife“ ließ uns die Kunst in einer besonderen Sicht sehen.

Im obersten der drei Räume war dieses Thema anekdotisch dargestellt. Ein heute noch lebender Mann hatte in seiner Jugend und in seinen besten Mannesjahren dem großen französischen Bildhauer Rodin Modell gestanden („Der Kuß“ und „Entwurf zum Balzac-Denkmal“) — im Greisenalter der jungen französischen Bildhauerin Germaine Richier („Hurrikan“). Dieses menschliche Sinnbild von Beginn, Reife und Ausklang wurde in der Ausstellung in Recklinghausen auf die Kunst übertragen: Nicht Beginn und Reife eines Menschen biologisch gesehen, sondern Beginn und Reife eines Menschen im Zuge geistiger Erfahrungen und Erkenntnisse. Es zeigt sich in der Ausstellung, daß beides, Anfang und Ende, ganz dicht beieinanderliegen — daß aber auch der Weg zur Reife lang sein kann. Die Werke der Frühvollendeten — wie Franz Marc, August Macke, Paula Modersohn, Vincent van Gogh, Lembruck, Modigliani und Raffael — bestätigen diese Dichte. Das Reich der Kunst hat seine eigene Uhr.

Albert Schulze Vellinghausen, der die Kunstaussstellung in Recklinghausen eröffnete, zitierte T. S. Eliot „In my end is my beginning, in my beginning is my end“ und übersetzte: „In meinem Ende ruht mein Anfang, in meinem Anfang steckt schon mein Ende“, und er führte weiter aus: Dieser Vers bedeutet gleichzeitig eine Grundwahrheit der Kunst. Sie ist zeitlos. In ihrer Reife steckt immer (noch und schon) ein Beginn, ein ewiger Beginn. Und in ihrem Beginn steckt immer schon ein Ende. Ein frühes Werk ist oft, ohne es zu wissen oder vielmehr ohne daß sich der Künstler dessen bewußt sei — schon

„alt“, es leidet an der Reife, es trägt an der Reife, die ihm ein anderes Werk hinterließ. Es muß sich — in unserem Alltagsdeutsch gesagt — mit der Reife eines anderen auseinander setzen. Ein reifes Werk hingegen ist oft erst Beginn im entscheidenden Kampf gegen eigene Schwächen des betreffenden Künstlers. Reife ist Bewußtwerdung. Reine Begabung, von der Jugend noch zehren darf, hört in der Reife auf. Reife ist einsam. Das ist fern aller Biologie. Kunst ist fern allen Lebens, das sich in Taufbuch und Sterberegister faßt. Kunst unterliegt nicht den Gesetzen des Lebens. Sie ist frei, zur Freiheit verdammt und begnadet. Was in der Kunst Reife bedeutet, drückt ein Zitat aus Franz Kafkas Tagebüchern aus: „So schwanke ich also, fliege unaufhörlich zur Spitze des Berges, kann mich aber kaum einen Augenblick oben erhalten. Andere schwanken auch, aber in unteren Gegenden mit stärkeren Kräften. Ich aber schwanke dort oben, es ist leider kein Tod, aber die ewigen Qualen des Sterbens.“

Zeichnungen und Aquarelle — Abbilder menschlichen Seins in Stein gehauen — grellfarbig leuchtende Ölbilder — zarte Bilder menschlicher Empfindungswelt — sie gaben Zeugnis von der Einmaligkeit jedes Künstlers, aber auch — oft nur geahnt — von Bindungen eines Schaffenden zu einem Vorhergegangenen.

Kunst ist nicht mehr Abbild, Reproduktion des Lebens — des Gegenständlichen. Welt wird in Kunst verwandelt, und der Künstler vollbringt diese Wandlung. Wir sehen in manchem Bild einen neuen Beginn, und wir ahnen in diesem Beginn die Reife eines Vollendeten.

Es konnte für den, der sich ansprechen ließ, höchste Lust werden, anschauend und nacherlebend sich „auf die Spitze des Berges“ tragen zu lassen. Die weite Umschau und freieres Atmen waren kostbarer Gewinn.





Auguste Rodin: „Balzac“ (Studie für das Balzac-Denkmal) 1893,
Bronze, Höhe 76 cm (Musée Rodin, Paris)

M. Marini: „Klagendes Pferd“, 1950, Köln, Walt. Dick. Mus.

M. Marini: „Reiter“, 1936 (Sig. Jesi, Mailand)

Auguste Rodin: „Der Kuß“ (Studie für Bronze), 1886, Gips,
87 cm hoch (Musée Rodin, Paris)



Zu Gerhart Hauptmanns

10. Todestag

In den zwanziger Jahren — so erzählt eine Anekdote — ging ein stattlicher Herr mit einem mächtigen, haarumwallten Antlitz unbekümmert auf dem frisch geschorenen, sauber gepflegten Rasen des Berliner Tiergartens spazieren.

Ein Wächter erspähte den Vorschriftswidrigen und schrie ihm, nicht eben sonderlich herzlich, zu:

„He, Männeken, von det Jras missen Se runter — aber 'n bißchen dalli!“

Der würdevolle, in sich versunkene Spaziergänger stutzte, sah halb erstaunt, halb ärgerlich auf den Hüter der Anlagen und sagte:

„Guter Mann, wissen Sie denn nicht, wer ich bin?“

Und da kam die berlinische Antwort:

„Der weesß ick wohl — aber ooch wenn Se der olle Joethe sind, missen Se runter!“

Der Spaziergänger war Gerhart Hauptmann gewesen.

*

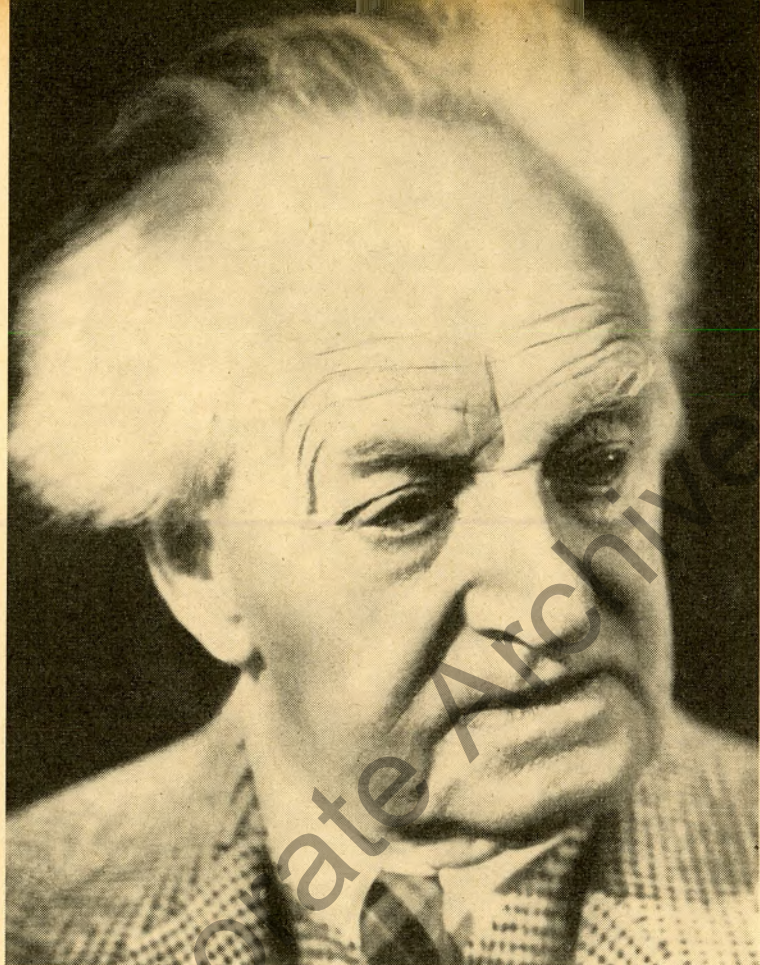
Diese berlinische Antwort ist vielleicht eine der schönsten Ehrungen gewesen, die Gerhart Hauptmann zuteil geworden sind. Denn für die Deutschen ist ja Goethe der Inbegriff des „Dichters“ — auch wenn sie andere Dichter mehr lesen, mag sein, sogar mehr lieben. Aber Goethe hatte eben alles das an sich, um sich, was den vollkommenen Dichter macht. Und auch Gerhart Hauptmann hatte viel von dieser Aura. So ist er in seinen späten Jahren dem Großen von Weimar nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich ähnlich geworden: mit den klaren, etwas kühl blickenden Augen, der gewaltigen, freien Stirnpartie und dem gesträubten Greisenhaar. Er wurde schlechthin zum „Dichter“.

Ob „Joethe“ oder Hauptmann, das galt dem Berliner Parkwächter nicht viel, und der tiefste Sinn seiner lustigen Worte ist die Idee der Unsterblichkeit des „Dichters“, der sich, seinem Volke zum Segen, immer wieder erneuert.

Die ergreifende Gegenanekdote zu jener hier erzählten ist aber der ziemlich verbürgte Bericht von jenem russischen Soldaten, der in den furchtbarsten Tagen Schlesiens bei der Besetzung Agnetendorfs dem alten Gerhart Hauptmann die Hand geküßt haben soll: Über Blut und Krieg, über Völkerhaß und Vernichtungswille hatte die Macht des Geistes gesiegt.

*

Der Mann, dem solche Ehre zuteil wurde, ist vor zehn Jahren gestorben. Die Nachrichten über seine letzten Lebenstage, seine Bestattung, sind nicht ganz eindeutig — manches ging im Wirbel der



*„Das Lied, so finster und doch so schön —
das Lied von unserm Jahrhundert!“*

Geschichte verloren, manches wurde wohl entstellt. Die einrückenden Russen hatten Hauptmann, den sie als Schöpfer großer sozialer Dramen kannten, mit Respekt behandelt (hatte diesen Mann doch einst Maxim Gorki in eine Reihe mit Goethe, Dostojewskij und Tolstoj gestellt), man hatte versucht, ihn zur Übersiedlung nach Berlin zu überreden, aber der alte Mann wollte seinen geliebten „Wiesenstein“, sein Haus, das er seine „mystische Schutzhülle“ genannt hat, nicht verlassen. Schließlich wurde der Ausweisungsbefehl unter polnischem Druck auf den 8. Juni 1946 endgültig festgelegt. Gerhart Hauptmann nahm das alles, von einer sanften Hülle der Verklärung und Erschöpfung beschützt, nur mehr am Rande auf. Seine letzten Worte sollen geheißen haben: „Bin ich noch in meinem Hause?“ Sein Geist hat es, zwei Tage vor dem Ausweisungsdatum, für immer verlassen. Sein Leib blieb noch Wochen unbestattet, in einem Zinksarg geborgen. Auf seinen eigenen Wunsch hatte man dem Toten eine Franziskanerkutte angezogen, die er im Leben auch in den Stunden der Meditation aus Verehrung für den großen Bruder aller Kreatur trug.

Erst am 28. Juli 1946 wurde Hauptmanns Sarg, mit grünen Tannenzweigen gedeckt, nach der Ostseeinsel Hiddensee gebracht, es gab allerlei Tumult auf der Reise, und da mit der kostbaren Ladung auch viel Alkohol nach Hiddensee transportiert wurde, soll die Nacht vor der Bestattung ziemlich laut gewesen sein. Im Morgengrauen wurde der Sarg in die Erde gesenkt, eine Handvoll schlesischer Erde war der Heimat letzter Gruß.

Der Schauspieler Otto Gebühr rief dem Toten nach: „Du zwangst uns, wahre Menschendarsteller zu werden!“

Das war das Ende von Gerhart Hauptmanns Sterben, das so lange gedauert hat: denn begonnen hatte es wohl schon in jener Nacht, in der der alte Mann den Untergang Dresdens miterleben mußte! Durch Blut- und Brandrauch drang damals über den Rundfunk noch einmal seine Stimme an die Welt:

„Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder“ — so begannen seine Worte.

*

Zehn Jahre ist Gerhart Hauptmann nun tot. Die Worte Otto Gebührs an seinem Grabe sagten viel von dem aus, weshalb

wir Hauptmann nicht nur zu den großen Dichtern unseres Volkes, sondern zu den Großen der Weltliteratur rechnen dürfen. Er hat seinem Zeitalter *sein* Theater gegeben, er hat den Schauspielern dieses Zeitalters erst die Rollen geschenkt, die sie von Herzen spielen konnten, er gab einem neu heraufwachsenden Stande Stimme und Gestalt.

Der nordische Dichter Björnson hat einst von dem jungen Hauptmann gesagt, sein Himmel „hänge zu niedrig!“ Ja, er ist so niedrig und so hoch wie in dem Lande, in dem wir alle hier leben. Aber welche reiche Welt hat Hauptmann unter diesem Himmel geschaffen! Wir könnten ein Stadtviertel mit den Gestalten seiner Dramen bevölkern, und diese Menschen erschienen uns nicht fremd, selbst wenn sich die Lebensbedingungen gewandelt haben. Wir könnten sie überall finden, die Menschen aus den „Webern“ und aus dem „Biberpelz“, den „Kollegen Cramp-ton“ und das „Hannele“, die Figuren aus den „Ratten“ und aus der „Rose Bernd“, sogar die Menschen seiner romantischen Stücke.

Alle diese Gestalten sind nicht altmodisch geworden, nicht überholt, weil ihr Auftrag nicht wie ein Pappschild an einer Modepuppe an ihnen hängt, sondern weil sie aus ihrer Natur und aus ihrer Welt sprachen und handeln: Alles, was sie sagen, „stimmt“ vom ersten bis zum letzten Wort.

Das ist die Größe des Erz-Dramatikers, wie wir sie auch bei Shakespeare bewundern, dessen Bühnengestalten uns aus demselben Grunde immer noch modern erscheinen.

Voraussetzung solcher Dichtkunst ist nicht nur die Macht des Wortes, das genaue Auge, das begnadete Gedächtnis, die bildende Phantasie — Voraussetzung ist, daß ein Dichter die Menschen, die er so göltig für Jahrhunderte schildert, wirklich liebt. Gerhart Hauptmann aber, der Vater des deutschen sozialen Dramas, hätte nie solche Wahrheit in sein Werk gebracht, hätte er nicht die Liebe zu den Menschen unter dem „niederen Himmel“ besessen. In seinen Lebensaufzeichnungen erfahren wir, wie etwa das „Material“ zu seinem „Biberpelz“ gesammelt wurde. Hauptmann schreibt:

„In Erkner nahm ich mein altes Leben mit Wanderungen und Beobachtungen aller Art wieder auf. Ich machte mich mit den kleinen Leuten bekannt, Förstern, Fischern, Kätnerfamilien und Bahnwärtern, betrachtete eine Waschfrau, ein Spitalmütterchen eingehend und mit der gleichen Liebe, als wenn sie eine Trägerin von Szepter und Krone gewesen wäre. Ich unterhielt mich mit den Arbeitern einer nahen chemischen Fabrik über ihre Leiden, Freuden und Hoffnungen —“
Da haben wir also Hauptmanns „Technik“: mitleben, mitlieben und mitleiden.

*

Als man Hauptmanns erste soziale Dramen in Berlin herausbrachte, hat der deutsche Kaiser das Abonnement der

Hofloge gekündigt. Der Dichter ist dabei nicht einmal Sozialist im direkten, politischen Sinne gewesen. Sein späteres Leben zeigt ihn in einer durchaus bürgerlichen Umwelt, und wie beim alten Goethe wandeln sich die Themen aus der Realität ins Sinnbildhafte, ins Gehobene, ins Hymnische. Sein Spätwerk ist freilich auch nie mehr so ins Volk gedrunken wie seine frühen Werke.

Auch dieses späte Werk ist groß, geheimnisreich, genialisch. Aber als Gerhart Hauptmann seine „Kleinen Leute“, seine Arbeiter, seine Hausfrauen, seine Hinterhofbewohner, seine Bauern, seine Polizisten zur Ehre des Bühnenhelden erhoben hatte, als Gerhart Hauptmann einem jungen Stande Gesicht und Sprache geschenkt hatte, als er die Sprache der Katen, der Mietshäuser, der Vororte zur Bühnensprache gemacht hatte — da war der größte, der soziale Auftrag seines Lebens erfüllt. Wie weit die politischen Auswirkungen seines Werkes waren, ist kaum abzuschätzen.

Gerade aus seinem Werke aber bleibt uns die Lehre, daß man den Dichter, den Künstler nicht zwingen kann, einer Tendenz zu folgen. Begreift er die Zeit und ihre Menschen, wird er im Sinne dieser Zeit und dieser Menschen handeln, begreift und liebt er sie nicht, ist alle Mühe vergeblich. Nicht, weil er sozial sein wollte, sondern sozial war, hat Hauptmann so mächtig gewirkt.

*

In solchem Sinne wäre es auch an der Zeit, von Hauptmanns Werk den Begriff des „Naturalismus“ abzutun. Er selbst liebte diese Bezeichnung auch nicht sehr. Und sie stimmt so wenig, als wollten wir alle jene Denker, Ingenieure, Architekten und Werkleute des vergangenen Jahrhunderts, die sich, aus überholten Stilvorstellungen befreiend, wieder der wahren Natur der Werkstoffe zuwandten, deswegen „Naturalisten“ nennen. Sie haben nämlich gerade das Gegenteil getan, als das, was man gemeinhin unter „Naturalismus“ versteht, sie haben das Ungeordnete der Natur gebändigt und vergeistigt. Das gleiche aber ist im Werke Hauptmanns — so „natürlich“ es uns scheint — geschehen, das große Wort seines schlesischen Landsmannes Angelus Silesius „Mensch, werde wesentlich“ ist sein Hauptmotiv.

Sein dramatisches Werk hat in der Hinsicht genug Belastungsproben bestanden. Es wurde durch alle Stilexperimente des Theaters gejagt, und es ist auch heute noch nicht von solchen Experimenten verschont: aber aus jeder Hauptmann-Aufführung dringt unbeschadet der reine Kern, das starke Wesen hervor. Das haben unter anderem auch gerade die Publikumserfahrungen bei den Ruhrfestspielen gezeigt.

Er spricht zu uns, er spricht uns an — das wissen die Menschen von heute wie jene vor siebzig Jahren, die erstmals die Fackel von Hauptmanns Genius leuchten sahen.

In einem ungemein tätigen, fleißigen, auch kühnen Leben hat Hauptmann sein Jahrhundert mitgebildet, nicht jenes Jahrhundert, das mit dem Kalender, sondern jenes, das mit der großen Industrialisierung beginnt. Gewaltig läßt er es in einem seiner frühen, berühmten Gedichte aufdonnern, in den Versen aus dem „Nachtzug“:

Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend
Geschlecht

mit schwierigen Händen und Herzen.
Doch geht uns zum Leben, zum Streben
ein Recht,
und nehmt uns die Last unserer
Schmerzen!

Ja, könnten wir atmen im keuchenden
Lauf,

nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
so, weil du den Elfen bewundert,
so sängen wir dir mit Donnergetön
das Lied, so finster und doch so schön,
das Lied von unserm Jahrhundert!
Willst lernen Poetlein, das heilige Lied,
so lausche dem Rasseln der Schienen,
so meide das schläfrige, rändelnde Ried
und folge dem Gang der Maschinen,
beachte den Funken im singenden Draht,
des Schiffes schwindelnden Wolkenpfad,
und weiter, o beuge dich nieder
zum Herzen der Armen, mitleidig und
mild,

und was es dir zitternd und weinend
enthüllt,

ersteh' es in Tränen dir wieder!

Hier haben wir das Programm von Hauptmanns Leben. Aber aus dem Mitleiden wußte er, daß der Mensch nicht „vom Brote“ allein lebt. So hat er sich nie verengt, wie es mancher Dichter der Industrielwelt tat und dabei die ganze Welt aus den Augen verlor. Neben Hauptmanns kämpferischer Natur, neben seinem realen Denken finden wir immer die Traumtiefe, jenes schöpferische Heimweh, das das kleine verprügelte Hannel aus seinem Elend erhebt. Und deshalb seien den donnernden Worten von den eisernen Schienen jene wunderbaren Verse entgegengestellt, die am Anfang der „Versunkenen Glocke“ das „Rautendelein“ spricht:

„Du Sumserin von Gold, wo kommst du
her?

du Zuckerschlürfen, Wachsmacherlein! —
du Sonnenvögelchen, bedräng' mich nicht!
Geh! Laß mich! Strahlen muß ich mir
mit meiner Mühe güldnem Kamm das
Haar —“

Wie weit, wie hoffnungsreich ist die Welt
zwischen beiden Arten von Versen — es
ist „das Lied, so finster und doch so schön,
das Lied von unserm Jahrhundert.“

Für jenes Jahrhundert, an dessen Schwelle
für all seine Triebkraft, Leidenschaft,
Unternehmungsfreude, all seine Leiden,
seine Unruhe und seinen ergreifenden
Hunger nach Mensch-sein-Dürfen Gerhart
Hauptmann seinem alten Vater Hilse in
den „Webern“ das Wort in den Mund
gab:

„A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht!“
Einfacher, mächtiger hat das kein anderer
Dichter gesagt.

Michael Fischer

Ambulante Krankenhausbehandlung

Unter den diagnostischen Hilfsmitteln, die für die Medizin heute unentbehrlich sind, steht die Durchleuchtung des Kranken an erster Stelle. Die Zahl der alljährlich vom Arzt und Zahnarzt geforderten Röntgenbilder geht hoch in die Millionen. Würde eine Weltkatastrophe alle Röntengeräte vernichten, so fände sich die Heilkunst plötzlich ins neunzehnte Jahrhundert zurückversetzt.

An den erstaunlichen Erfolgen der Medizin hat, wie die Monatsschrift „Das Beste“ aus „Reader's Digest“ schreibt, die Röntgenologie mit ihren neuen Geräten einen hervorragenden Anteil. Die Westinghouse-Werke erfanden einen neuen Röntgensschirm, bei dem die Röntgenstrahlen, nachdem sie den Körper passiert haben, in eine Verstärkerröhre gehen, wo sie verdichtet werden, und dann erst auf den Schirm fallen. Das Ergebnis: Das Röntgenbild ist zweihundertmal heller, so hell, daß man es bei Tageslicht betrachten und sogar filmen kann. Ein anderes Röntgengerät erfanden zwei Berliner Ärzte. Sie schufen ein vereinfachtes Verfahren, rasch bewegte Körperorgane, wie das schlagende Herz, röntgenkinematographisch festzuhalten; diese Methode bauten sie dann zur Gewinnung stereoskopischer Röntgenbilder aus. Das stereoskopische, also dreidimensionale Röntgenbild, ist eine außerordentliche Hilfe bei Brusteröffnungen. Zwei Bilder werden von verschiedenen, ein kurzes Stück voneinander entfernten Standpunkten aufgenommen und dann im Stereoskop betrachtet, wo sie sich zu einem einzigen Bild vereinen, zu einem räumlichen Bild, das dem Chirurgen genau zeigt, in welcher Tiefe er arbeiten muß. Unter den weiteren Geräten ist ein tragbarer Apparat von der Größe eines Koffergammaphons, der in der Wohnung eines bettlägerigen Patienten an die Stromleitung angeschlossen wird. Für militärische Zwecke gibt es einen nur 22 Kilogramm schweren „Thuliumstrahler“, den man mit dem Fallschirm abwerfen kann. Bei ihm ist man weder auf Strom noch auf Dunkelkammer und Wasser angewiesen. Seine Strahlungsquelle ist ein kaum maiskörn-großes Stück radioaktives Thulium. Schließlich sind da noch die Schirmbildwagen, durch die es erst möglich wurde, die für die Volksgesundheit so wichtigen Reihenuntersuchungen durchzuführen.

Die Röntgenuntersuchung hilft dem Arzt, Krankheitssymptome in einem Frühstadium zu erkennen, wo eine Heilung noch möglich ist. Andererseits kann eine Röntgenuntersuchung uns vor überflüssigen Operationen bewahren. Bei komplizierten Fällen wiederum führt die Röntgenaufnahme dem Chirurgen die Hand. Die erfreulichen Fortschritte auf diesem Gebiet dienen also uns allen.

Dr. -berg

Unseren Mitgliedern wird bekannt sein, daß sie ihren Anspruch auf freie ärztliche Behandlung dadurch verwirklichen können, daß sie mit einem Krankenschein einen zur kassenärztlichen Praxis zugelassenen Arzt aufsuchen. Ein anderer Arzt darf nur in Notfällen aufgesucht werden, d. h. dann, wenn ein Kassenarzt nicht rechtzeitig erreicht werden kann. Das ist in Dortmund fast nie der Fall, da in allen Stadtteilen eine hinreichende Anzahl von Ärzten, auch von Fachärzten, vorhanden ist. Trotzdem mußten wir feststellen, daß sehr häufig Mitglieder, vor allem mit ihren Kindern, wegen teilweise geringfügiger Verletzung das Unfallkrankenhaus aufsuchten. Das geschah vor allen Dingen in den Zeiten, in denen die Kassenärzte keine Praxis ausübten, wie an den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen und sonntags.

Durch dieses Verfahren entstehen der Krankenkasse — die ja an die Ärzte für jedes Mitglied einen Betrag bezahlt, mit dem die gesamte notwendige Behandlung abgegolten wird — doppelte Kosten. Diese Kosten, die uns zudem bei der Bewilligung von Mehrleistungen fehlen könnten, darf die Krankenkasse nicht übernehmen, und das Unfallkrankenhaus darf solche Fälle, vor allen Dingen Bagatellfälle, nicht in Behandlung nehmen. Auch mittwoch- und samstagnachmittags sowie sonntags ist von den Ärzten ein Dienst für Notfälle eingerichtet, und der Arzt, welcher Sonntagsdienst hat, steht immer zur Verfügung. Daß dabei ab und zu ein etwas weiterer Weg gemacht werden muß, läßt sich nicht vermeiden und dürfte bei kleinen und kleinsten Verletzungen auch jedem unserer Mitglieder zuzumuten sein.

Wir bitten daher unsere Mitglieder, in solchen Fällen auch an den genannten Tagen den Kassenarzt aufzusuchen. Das Unfallkrankenhaus muß solche Fälle zurückweisen, und es entstehen dadurch nur unnütze Wege und unnütze Zeitversäumnis.

Diese Maßnahmen müssen getroffen werden, nicht nur, um die Kasse vor nicht erforderlichen Ausgaben zu bewahren, sondern weil wir es auch unseren Ärzten nicht zumuten können, daß sie sich unseren Mitgliedern zur Verfügung stellen und daß diese dann von sich aus ein Krankenhaus aufsuchen. Aus diesem Grunde bitten wir um Verständnis dafür, daß wir Bezahlung von ambulanter Krankenhausbehandlung, die nicht vom Kassenarzt angeordnet wurde, mit Ausnahme von Notfällen, in denen ein Kassenarzt nicht rechtzeitig erreicht werden kann, ablehnen müssen.

Krankenversicherung beschäftigter Ehefrauen

In einer sozialgerichtlichen Entscheidung ist festgestellt worden, daß im Hinblick auf die Gleichberechtigung von Mann und Frau einer Ehefrau, die ebenfalls beschäftigt ist, Anspruch auf Familienkrankenhilfe nur dann zusteht, wenn sie aus ihrer eigenen Beschäftigung weniger verdient, als zu ihrem eigenen Lebensunterhalt gehört.

In den meisten Fällen wird die Ehefrau selbst gegen Krankheit versichert sein.

In Fällen, in denen die Ehefrau wegen Überschreitung der Verdienstgrenze oder aus anderen Gründen nicht krankenversicherungspflichtig ist, besteht also für die Ehefrau kein Krankenversicherungsschutz auf Grund der Versicherung des Ehemannes.

Um sich den Anspruch auf Krankenhilfe zu erhalten, muß die Ehefrau, wenn sie die Verdienstgrenze überschreitet oder aus anderen Gründen versicherungsfrei wird, von dem Recht der freiwilligen Weiterversicherung Gebrauch machen, d. h., sie muß unmittelbar nach dem Ausscheiden, spätestens aber innerhalb drei Wochen, einen entsprechenden Antrag an die Krankenkasse stellen. Für Krankheiten, die in der zweiten oder dritten Woche dieser Frist eintreten, kommt die Krankenkasse nur dann auf, wenn der Antrag bereits in der ersten Woche gestellt wird, so daß es angebracht ist, dies rechtzeitig zu tun.

Krankmeldungen

Auf jeder Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung steht, daß Krankmeldungen unverzüglich bei der Krankenkasse abzugeben sind. Nach höchst richtiger Entscheidung gilt eine Krankmeldung nur dann als abgegeben, wenn sie bei der Krankenkasse eingegangen ist. Hierfür ist jeder persönlich verantwortlich. Wer die Krankmeldung nicht selbst abgeben

kann, muß sie sofort durch die Post an die Betriebskrankenkasse senden. Krankmeldungen, die bei Kollegen, Vertrauensleuten, Vorarbeitern, Werkmeistern oder anderen abgegeben werden, gelten daher nicht als bei der Krankenkasse eingegangen; für die durch die falsche Abgabe versäumte Zeit kann die Krankenkasse ein Krankengeld nicht zahlen. Wir machen hierauf ausdrücklich aufmerksam.

Medizinische Badeanstalt unserer Betriebskrankenkasse

In der Zeit vom 30. Juli bis 18. August 1956 wird die Badeanstalt wegen Beurlaubung und zum Zwecke von notwendigen Reparaturen geschlossen sein. Wir bitten unsere Mitglieder, notwendige Behandlungen soweit als möglich auf die Zeit nach Wiedereröffnung der Badeanstalt, also bis nach dem 18. August 1956, zu verschieben.

Unsere Jugend

Auf großer Fahrt

Über 200 Jugendliche fahren in dieser Zeit auf große Fahrt: 36 Jugendkollegen fahren zum Hintersee nach Salzburg, 38 nach Amrum in der Nordsee, 42 nach Korsika, 13 nach Moniga in Italien, 42 nach La Gailarda in Frankreich, 9 nach Carry la Rouet in Frankreich und 26 nach Brannenburg in Österreich.

Die Lehrlinge des ersten Lehrjahres, es handelt sich um 169, befinden sich zu einem Ferientaufenthalt auf der Jugendburg Freusburg. 129 Lehrlinge des zweiten Lehrjahres sind in Jugendherbergen in Bilstein, Littfeld, Fintentrop, Hilchenbach und Solbach. Jugendliche des dritten Lehrjahres werden in den unseren Mitarbeitern offenstehenden Pensionen im Sauerland, Münsterland und Teutoburger Wald ihren Urlaub verleben.

Wer will ins Schauspiel und in die Oper?

Auch in diesem Jahr ist unseren Jugendlichen die Möglichkeit gegeben, die vom Jugendamt/Jugendpflege eingerichtete Jugendvormiete bei den Städtischen Bühnen zu benutzen. Vorgesehen sind drei Opern und zwei Schauspiele. Es stehen uns — der Preis versteht sich für den Besuch aller fünf Veranstaltungen — zehn Karten zu 6 DM, zehn zu 4,50 DM und fünf zu 3,50 DM zur Verfügung. Die Veranstaltungen im Opernhaus finden jeweils sonntags um 13.30 Uhr, die Veranstaltungen im Schauspielhaus sonnabends um 18 Uhr statt. Vor jeder Aufführung wird eine Einführung durch die erste Dramaturgin, Hede Rickert, gegeben. Die erste Aufführung ist Mitte Oktober, die letzte Aufführung Anfang Februar 1957. Vorgesehen sind folgende Stücke: Miss Sara Sampson (Lessing), die Pilger von Mekka (Glück), Undine (Lortzing), Wallenstein (Schiller) und der Barbier von Sevilla (Rossini). Bestellungen sind möglichst umgehend an das Jugendsekretariat Stahlwerkstraße 119 zu richten.



Das sind Fotos unserer Jugend, wie wir sie gern sehen — wie wir unsererseits allen Jugendlichen viel Sonne und Freude wünschen

Wer bin ICH?

- ICH bin mächtiger
als alle Armeen der Welt
- ICH vernichte
mehr Güter als Bomben und Kanonen
- ICH töte
mehr Menschen als alle Kriege
- ICH verstümmele
Jahr für Jahr ungezählte Männer und Frauen
- ICH bringe
Krankheit, Siechtum und Tod
- ICH verschone nicht
Kind noch Greis, nicht Haus noch Hof
- ICH schenke nichts
aber ich nehme alles!
- ICH bin - Dein schlimmster Feind -

Die Gleichgültigkeit

Du solltest Dich vor mir in acht nehmen,
aber Du hast mich vergessen!

Wer radfährt ...

Wer radfährt, radle im Verkehr
im Gänsemarsch, nicht nebenher!

Biegt dein Zweirad ein und aus,
strecke stets den Arm heraus!

Hört, ihr Leute, laßt euch sagen,
ein Zweirad ist kein Möbelwagen!

Ein schnelles Auto sieht dich nicht,
hast du am Rad kein Hinterlicht!

Ans Ziel gelangt stets unverseht,
wer rechts soweit wie möglich fährt.

Oft hängt es nur an einem Haar —
fahr rechts, dann bannst du die Gefahr.

Zu Haus kommt wohlbehalten an,
wer Abstand hält vom Vordermann.

Wo Pferdekräfte sinnlos walten,
muß man vom andern Abstand halten.

Denk daran, daß dein Hintermann
nicht Gedanken lesen kann:
Zeig den Richtungswechsel an!

Sein Leben liebt,
wer Zeichen gibt!

An der Kreuzung richte dich
stets nach deinem Richtungsstrich!

Fahr mit Vorsicht und mit Rücklicht,
dann verläßt dich nachts dein Glück
nicht!

Des Fahrers erste Bürgerpflicht:
Vergiß die Fahrzeugpflege nicht!

Vorwärts kommt mit heiler Haut,
wer nach rückwärts häufig schaut.

UNSERE STECKENPFERDE



Wir wollten eigentlich nur ergründen, woher die Bevorzugung der Fotografie als Steckenpferd kommt, als wir uns letztes in einer kleinen Runde mit einigen Leuten der Fotogemeinschaft Westfalia unterhielten. Diese Fotogemeinschaft, ein „Verein ohne Vereinsmeierei“, wie ihre Mitglieder stolz sagen, wurde vor einigen Monaten von Werksangehörigen gegründet.

Wir waren uns vorher schon darüber klar, daß die Vorliebe für das Steckenpferd „Foto“ aus mehreren Quellen gespeist wird; nie aber hätten wir geglaubt, daß so verschiedenartige Interessen in einer Gemeinschaft Raum finden könnten, ohne sich gegenseitig zu stoßen. Das kam in der Antwort zu unserer ersten Frage sehr deutlich zum Ausdruck: Was fotografiert ihr eigentlich? Nun, sie waren alle da: der erste, der sich nur Erinnerungsfotos schaffen wollte, der andere, der für seine naturkundlichen Studien Dokumentarfotos suchte, ein weiterer, ein Alchimist, für den das Hervorzaubern des Bildes mit allen chemischen Feinheiten das Wesentliche ist, und der Tiftelbruder, der erst dann zufrieden ist, wenn er mit einem Park meist selbstgebastelter technischer und optischer Hilfsmittel ausgefallene Ideen zu noch ausgefalleneren Bildern umgestalten kann.

Hier scheint schon einer der Gründe offenzuliegen, warum wir fast ein Volk von Fotoamateuren sind: die Fotografie, als Steckenpferd betrieben, bietet fast für jeden Geschmack interessante Beschäftigungsmöglichkeiten. In einem waren sich alle vier einig: sie beackern jeder für sich das Teilgebiet, das ihnen Spaß macht, und

wissen dafür auch keine andere Erklärung, als die, daß es ihnen Spaß macht. Und damit war unsere zweite Frage: Warum fotografiert ihr? schon hinreichend geklärt.

Wir wollten weiter wissen, ob Fotografieren nicht ein gar teures Steckenpferd sei. Als Antwort erhielten wir die Binsenwahrheit, daß der Preis einer Ausrüstung im allgemeinen nicht für die Qualität der Bilder entschei-

dienstzwecken, wenn damit ein erstrebtes Ausrüstungsstück für die Ausübung des Steckenpferdes schneller als sonst möglich angeschafft werden kann; aber weder trägt sich das Steckenpferd selbst, noch ist mit einer Liebhaberei Geld nebenbei für übrige Bedürfnisse zu verdienen. Es sei denn, es ist kein Steckenpferd, keine Liebhaberei mehr.

Wir wollten noch gern wissen, wie unsere Steckenpferdreiter zu der Frage stehen, ob ihre Fotografiererei als Kunst anzusehen sei oder nicht. Lachend hielten sie uns entgegen: Fragt doch einmal eine Hausfrau, ob sie eine in langen Abendstunden geschaffene, gutgelungene Handarbeit, eine aparte Stickerei oder ähnliches, um die sie von Nachbarinnen beneidet wird, als Kunst auffaßt! Man freut sich, wenn ein Bild so ausfällt, wie man es sich selbst vorher vorgestellt hat, und ist stolz, wenn es auch andern

wir fotografieren



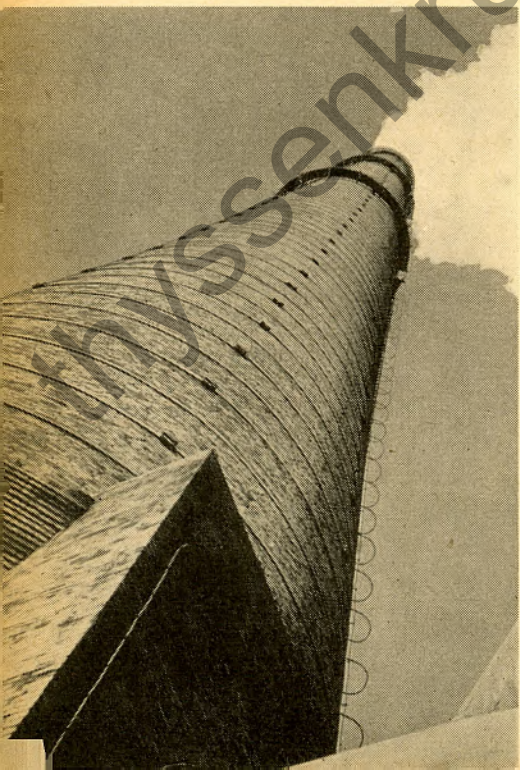
dend sei. In diesem Kreis jedenfalls genießt der das größere Ansehen, der, um von einer Blume eine Großaufnahme zu machen, vor seinen normalen Kleinbildapparat ein einfaches Brillenglas setzt — gegenüber dem, der das kostspieligste Objektiv sein eigen nennen muß, um damit zu beweisen, daß man bei Verdunkelung im Keller Kohlen knipsen kann und noch Einzelheiten erkennt. Vernünftig betriebene Liebhaberbildfotografie sei nicht teurer als beispielsweise Kegeln oder Skaten.

Eng mit der vorigen Frage hängt die nächste zusammen: Wie steht ihr zur Frage des Nebenverdienstes durch Gelegenheitsfotografie? Ein Steckenpferd, zum Gelderwerb mißbraucht, ist kein Steckenpferd mehr, sondern kommt einem Ausweichen auf einen zweiten Beruf gleich. Statt Entspannung von der täglichen Arbeit zu geben, legt es dann nur ein neues Joch auf. Gerade noch tragbar ist das gelegentliche Fotografieren zu Ver-

gefallt. Hier liegt zwar ein Berührungspunkt mit der Kunst, aber wichtiger als die Anerkennung ist die Freude am eigenen Schaffen.

Ob ihre Frauen und Bräute mit dem Steckenpferd einverstanden sind? Offenbar doch, sind sie doch oft genug Nutznießer; welche Frau möchte nicht gern gute und persönlich empfundene Bilder aus dem Familienleben und von ihren Kindern haben. Der eigene Göttergatte ist dafür viel leichter einzuspannen als irgend jemand anders. Wir konnten zum Schluß nur feststellen, daß das Steckenpferd „Foto“ schon eine ideale Freizeitgestaltung ist, leicht für den, der sich gern mit wenig Problemen belastet, reizvoll und abwechslungsreich für den andern, der sich der Fotografiererei mit Haut und Haaren verschreibt.

Übrigens: in der F.G. Westfalia können noch in begrenzter Zahl Foto-besessene aufgenommen werden. Einzige Bedingung: Lust und Liebe zur Sache. Es wird nichts vorausgesetzt.





Der Griff zur Pulle!

Vor zwei Monaten nahm ein Mitarbeiter aus der Elektrotechnischen Abteilung daheim einen einzigen herzhaften Schluck aus einer Bierflasche — nach sechswöchigem Krankenzustand, bei dem es auf Tod und Leben ging, feiert er heute noch krank.

Mitte Juli nahm ein Mitarbeiter aus dem Kaltwalzwerk in seinem Garten einen einzigen Schluck aus einer Bierflasche — er wurde durch Zufall dort besinnungslos aufgefunden; nur kurze

Zeit später wäre seine Frau Witwe gewesen.

Beide hatten leichtsinnigerweise Tri in Bierflaschen gefüllt und mit nach Hause genommen. Der Griff zur verkehrten Pülle hätte ihnen beiden fast den Tod gebracht.

Es ist vom Vorstand seit langem angeordnet, daß in den Magazinen giftige und ätzende Flüssigkeiten keinesfalls in Bierflaschen und dergleichen, sondern nur in besondere Behälter ge-

füllt und ausgegeben werden dürfen. Dann ist es sträflicher Leichtsinns, die Flüssigkeiten aus diesen Behältern im Betrieb oder in der Werkstatt in Bier- und ähnliche Flaschen umzufüllen, wie es beobachtet wurde, und sie sogar mit nach Hause zu nehmen.

Achtet auch in eurem Haushalt darauf, daß schädliche oder gar tödliche Flüssigkeiten in besonders gekennzeichneten Behältern und keinesfalls in Bier- und Wasserflaschen aufbewahrt werden.

Vor uns liegt der Wortlaut der Rede, die Chruschtschow auf dem 20. Parteikongreß der KPdSU gehalten hat. Selbstverständlich haben wir uns nicht in parteipolitische Dinge einzumischen. Nichts liegt uns ferner als das. Die weltweite Diskussion aber, die Chruschtschows Rede auslöste, der einschneidende Maßnahmen in Polen, in der Tschechei, in Ungarn und Rumänien, in Italien und Frankreich folgten — Maßnahmen, die das Weltbild zwischen Ost und West erheblich verändern können und die nicht ohne Auswirkungen auf jeden einzelnen von uns sind —, legen uns meiner Auffassung (Redaktion) geradezu die Verpflichtung auf, wesentliche Auszüge wörtlich kommentarlos wiederzugeben, das um so mehr, als sie in den Tageszeitungen nur durchweg in kurzen Zusammenfassungen dargelegt worden sind. Diese Auszüge stützen sich auf das offizielle Protokoll, was ausdrücklich betont wird.

Nach dem Tode Stalins begann das Zentralkomitee der Partei eine Politik, die darauf abzielte, kurz und bündig zu erklären, daß es unerlaubt und dem Geist des Marxismus-Leninismus fremd sei, eine einzelne Person zu erhöhen, einen einzelnen Menschen in einen Übermenschen mit götterähnlichen Eigenschaften zu verwandeln. Solch ein Mensch weiß angeblich alles, sieht alles, denkt für alle, kann alles tun und ist unfehlbar in seinem Benehmen. Eine derartige Vorstellung von einem Menschen, und besonders von Stalin, ist lange Jahre hindurch unter uns genährt worden...

Launenhaft und despotisch

Stalin duldete unter keinen Umständen Kollegialität in der Führung oder bei der Arbeit, er wandte sich mit brutaler Gewalt nicht nur gegen alles, was sich ihm entgegenstellte, sondern auch gegen alles, was seinem launenhaften und despotischen Wesen gegen seine Konzeption gerichtet schien.

Stalin handelte nicht durch Überredung, Erläuterung und geduldige Zusammenarbeit mit anderen Menschen, sondern er zwang anderen sein Konzept auf und verlangte absolute Unterwerfung unter seine Meinung. Wer immer sich diesem Konzept widersetzte oder versuchte, seinen eigenen Standpunkt und die Richtigkeit seiner Stellungnahme klarzulegen, war zur Entfernung aus dem Führungskollektiv und zu nachfolgender moralischer und physischer Vernichtung verdammt. Dies traf besonders auf die Periode zu, die dem 17. Parteikongreß (Januar 1934) folgte. Damals fielen viele prominente Parteiführer und einfache Parteifunktionäre, ehrbare und der Sache des Kommunismus verschworene Leute, dem Despotismus Stalins zum Opfer...

Erpreßte Geständnisse

In der Regel war — gegen alle Normen der heutigen Rechtswissenschaft — das Geständnis des Angeklagten der einzige gültige Schuldbeweis, und solche „Geständnisse“ wurden, wie spätere Nachforschungen bewiesen, unter Anwendung physischer Gewalt aus dem Angeklagten herausgeholt. Dies führte zu flagranten Verletzungen der

Revolutionsgesetze und dazu, daß viele völlig unschuldige Menschen, die in der Vergangenheit die Parteilinie verteidigt hatten, zu Opfern wurden...

Massenverhaftungen und die Deportierung von vielen Tausenden von Menschen, Hinrichtungen ohne Prozeß und ohne ein gesetzliches Untersuchungsverfahren schufen einen Zustand der Unsicherheit, der Furcht und sogar der Verzweiflung...

Es wird deutlich, daß Stalin hier in einer ganzen Serie von Fällen seine Intoleranz, seine Brutalität und seinen Mißbrauch der Macht bewies. Anstatt die Richtigkeit seines politischen Standpunktes zu beweisen und die Massen zu mobilisieren, wählte er oft den Weg der Unterdrückung und der physischen Beseitigung, und zwar nicht nur gegen tatsächliche Gegner, sondern auch gegen Menschen, die kein Verbrechen gegen die Partei oder die sowjetische Regierung begangen hätten. Hier entdeckten wir keine Klugheit, sondern nur eine Demonstration jener brutalen Gewalt, die einstmalig W. I. Lenin so beunruhigt hatte... Da zahlreiche Tatsachen für die brutale Willkür gegenüber Kadergruppen der Partei vorliegen, hat das Zentralkomitee eine Parteikommission unter der Aufsicht des Präsidiums des Zentralkomitees gebildet. Die Kommission wurde beauftragt, zu untersuchen, wie die Massenunterdrückung der Mehrheit der auf dem 17. Kongreß der Kommunistischen Partei der gesamten Sowjetunion (Bolschewiken) gewählten Mitglieder und Kandidaten des Zentralkomitees möglich war.

Massenunterdrückungen

Die Kommission erhielt Zugang zu einer großen Menge von Material in den Archiven der NKWD (Staatspolizei) und zu anderen Dokumenten, die die Manipulation von Prozessen gegen Kommunisten und den flagranten Mißbrauch der sozialistischen Gesetze zeigten, welche zu dem Tod unschuldiger Menschen führten. Es wurde deutlich, daß viele Aktivisten der Partei, der Regierung und der Wirtschaft, die 1937/38 als „Gegner“ gebrandmarkt wurden, in Wirklichkeit niemals Gegner, Spione oder Saboteure waren, sondern immer aufrechte Kommunisten. Sie wurden lediglich gebrandmarkt, und oft, wenn sie die barbarischen Folterungen nicht mehr ertragen konnten, beschuldigten sie sich — auf Befehl der falschen Untersuchungsrichter — aller möglichen schweren und unwahrscheinlichen Verbrechen selbst. Die Kommission hat dem Präsidium des Zentralkomitees umfangreiches und dokumentiertes Material vorgelegt, das die Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Delegierten des 17. Parteikongresses und gegen die auf diesem Kongreß gewählten Mitglieder des Zentralkomitees betrifft. Dieses Material ist vom Präsidium des Zentralkomitees studiert worden.

Es wurde festgestellt, daß von den 139 Mitgliedern und Kandidaten des Zentralkomitees der Partei, die auf dem 17. Kongreß gewählt wurden, 99 — d. h. 70 Prozent — verhaftet und erschossen wurden, und zwar zum größten Teil 1937/38...

Dieses Schicksal traf nicht nur die Mitglieder des Zentralkomitees, sondern auch die Mehrheit der Delegierten des 17. Parteikongresses. Von 1966 Delegierten, die das Stimmrecht oder das Mitberatungsrecht besaßen, wurden 1108 unter dem Vorwurf gegenrevolutionärer Verbrechen ver-

haftet, d. h. also mehr als die absolute Mehrheit. Diese Tatsache beweist, wie absurd, wild und gegen den gesunden Menschenverstand gerichtet die Anklagen wegen gegenrevolutionärer Verbrechen waren, die sich, wie wir heute sehen können, gegen die Mehrheit der Teilnehmer am 17. Parteikongreß richteten...

Die Massenunterdrückungen wuchsen ungeheuer an... Dieser Terror war in Wirklichkeit... gegen die ehrbaren Arbeiter der Partei und der Sowjetunion gerichtet; gegen sie wurden verleumderische und unsinnige Anklagen gerichtet wegen „Doppelgesichtigkeit“, „Spionage“, „Sabotage“, „Vorbereitung angeblicher Verschwörungen“ usw...

Grausame und unmenschliche Folterungen

Jetzt, wo die Fälle von sogenannten „Spionen“ und „Saboteuren“ geprüft worden sind, stellt sich heraus, daß alle diese Fälle konstruiert waren. Die Geständnisse vieler Verhafteter, die staatsfeindlicher Tätigkeit beschuldigt waren, wurden mit Hilfe grausamer und unmenschlicher Folterungen erreicht...

Dies ist die Art von Gemeinheit, die damals ausgeübt wurde. (Bewegung im Saal)...

Viele Tausende ehrlicher und unschuldiger Kommunisten sind infolge dieser ungeheuren Fälschungen solcher „Fälle“, infolge der Tatsache, daß alle möglichen „Geständnisse“ akzeptiert wurden und infolge der Verfahrensweise, durch die sie gezwungen wurden, sich selbst und andere zu beschuldigen, gestorben. Auf dieselbe Art und Weise wurden die „Fälle“ gegen die hervorragenden Partei- und Staatsfunktionäre Kossior, Chubar, Postischew und andere erfunden...

Aus welchen Gründen wurden sie festgenommen und verurteilt? Die Prüfung des Beweismaterials zeigt, daß es dafür keine Gründe gab. Sie, wie viele andere, wurden ohne Wissen des Anklägers festgenommen. In einer solchen Situation war keine Genehmigung erforderlich, denn was für eine Genehmigung sollte es geben, wenn Stalin über alles entschied? Er war der Hauptankläger in diesen Fällen. Nicht nur, daß Stalin seine Zustimmung gab, er erließ auch aus eigener Initiative Haftbefehle. Wir müssen dies sagen, damit die Delegierten des Kongresses sich selbst ein klares Bild machen können, um die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Die Tatsachen beweisen, daß auf Stalins Befehl viele Untaten begangen wurden, ohne daß man die Gesetze der Partei und des Staates beachtete. Stalin war ein sehr mißtrauischer Mann, krankhaft mißtrauisch; dies ist uns aus unserer Zusammenarbeit mit ihm bekannt. Er konnte jemanden ansehen und sagen: „Warum ist dein Blick heute so unruhig?“ oder „Warum drehen Sie sich heute so viel und vermeiden es, mir direkt in die Augen zu sehen?“ Diese krankhaften Verdächtigungen machten ihn sogar gegen die hervorragenden Parteifunktionäre, die er seit Jahren kannte, mißtrauisch. Überall und in allem sah er „Feinde“, „Menschen mit zwei Gesichtern“ und „Spione“. Da er eine unbegrenzte Macht besaß, erlaubte er sich Eigenwilligkeiten und brachte die Menschen seelisch und körperlich zum Schweigen. Die Lage war schließlich so, daß man seinen eigenen Willen nicht mehr äußern konnte. Als 1939 die Welle der Massenverhaftungen zurückging, schickte Stalin am 20. Januar 1939 ein chiffriertes Telegramm an die Komitee-Sekretäre der Gebiete und Provinzen, an die Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Republiken, an das Volkskommissariat für innere Angelegenheiten und an die Führer der NKWD-Organisationen. Dieses Telegramm lautete:

„... Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei empfiehlt, daß körperliche Erpressung weiterhin obligatorisch angewandt werden sollte als eine Methode, die gerechtfertigt und angemessen ist...“

Der größte Feldherr aller Zeiten

... Daher liegt die Schuld an der verhängnisvollen Lage, in die unsere Heimat im ersten Teile des Krieges geriet,

weitgehend bei Stalins fehlerhafter Führung von Staat und Partei...

... Auch später führte die nervöse und hysterische Art Stalins, in der er sich in das tatsächliche Kriegsgeschehen einmischte, zu großem Schaden für die Armee...

... Wir müssen erwähnen, daß Stalin seine Kriegführung an einem Globus ausarbeitete (Heiterkeit im Saal). Ja, Kameraden, er pflegte tatsächlich den Globus herzuholen und darauf die Frontlinie einzuzeichnen... Das war Stalins militärisches Genie, und das hat es uns gekostet!...

Die Taktik, auf der Stalin bestand, ohne überhaupt das Wesen der Kriegführung zu verstehen, kostete uns viel Blutvergießen, bis es uns gelang, den Gegner aufzuhalten und zur Offensive überzugehen...

... Um so beschämender war die Tatsache, daß Stalin nach dem großen Sieg über unsere Feinde anfang, viele der Heerführer, die so hervorragend zum Siege beigetragen hatten, herabzusetzen, weil er ausschließen wollte, daß Verdienste an der Front irgendeinem anderen als ihm selbst angerechnet werden könnten...

In diesem Zusammenhang pries sich Stalin selbst als großer Heerführer. Auf die verschiedenartigste Weise versuchte er dem Volke einzupflanzen, daß alle Siege Rußlands in diesem großen, heldenhaften Krieg nur seiner Tapferkeit, seinem Wagemut und seiner genialen Führung zu verdanken seien und keinem anderen. Genau wie Kuzma Kriuschkow (ein berühmter Kosak, der heldenhafte Taten gegen die Deutschen beging) kleidete er sieben Leute zugleich mit einem einzigen Anzug. (Gelächter im Saal). Aus der gleichen Haltung heraus müssen wir beispielsweise unsere historischen und militärischen Filme sowie einige literarische Schöpfungen verstehen. Es wird einem schlecht dabei. Ihr wahres Ziel ist es, Stalin als militärisches Genie zu preisen. Erinnern wir uns an den Film „Die Einnahme von Berlin“. Darin liegt die Führung allein bei Stalin. Er gibt die Befehle in einem Saal, in dem viele leere Sessel zu sehen sind und in dem sich ihm nur ein einziger Mann nähert und ihm eine Nachricht überbringt — Poskrebischew, sein getreuer Schildträger. (Gelächter im Saal)...

Verfolgungswahn

Genossen, betrachten wir noch einige andere Tatsachen. Die Sowjetunion wird mit Recht als ein Vorbild für einen aus vielen Nationalitäten zusammengewachsenen Staat hingestellt, weil wir die Gleichberechtigung und Freundschaft aller der Völker, die in unserem Vaterland leben, gesichert haben.

Im April 1944 wurden sämtliche Balkaren weit weg von der autonomen Kabardino-Balkaren-Republik verschleppt, und ihr Gebiet wurde umgetauft in die Autonome Kabardinianische Republik. Die Ukrainer entgingen nur deshalb diesem Schicksal, weil es zu viele waren und es keinen Platz gab, wohin sie hätten deportiert werden können. Sonst hätte Stalin sie ebenfalls verschleppt. (Erregung und Gelächter im Saal)...

Wir müssen feststellen, daß die Lage nach dem Kriege noch verwickelter wurde. Stalin wurde womöglich noch launischer, reizbarer und brutaler; vor allem wuchs sein Mißtrauen. Sein Verfolgungswahn steigerte sich ins Unermeßliche...

Wir haben gesehen, wohin Stalins Größenwahn führte. Er hat jedes Bewußtsein für Realitäten verloren. Er gab seiner Überheblichkeit und seinen Verdächtigungen Ausdruck nicht nur in den Beziehungen zum Menschen in der UdSSR, sondern auch in den Beziehungen zu ganzen Parteien und Nationen...

Was war eigentlich mit dem „Ärztekomplot?“ Tatsächlich gab es keine „Affäre“ (Erregung unter den Zuhörern).

Stalin gab Befehl, eine Gruppe von bedeutenden medizinischen Sowjetspezialisten zu verhaften. Er griff persönlich in die Untersuchungen ein und in die Art und Weise, wie die Verhafteten verhört wurden...

Prügel, Prügel und nochmals Prügel

Stalin verlangte, daß das Mitglied der Akademie Winogradow in Ketten gelegt werden sollte. Ein anderer sollte geschlagen werden. Hier auf diesem Kongreß befindet sich als Delegierter der frühere Staatssicherheitsminister Genosse Ignatiew. Stalin sagte ihm kurz und bündig: „Wenn du keine Geständnisse von den Ärzten erhältst, werden wir dich einen Kopf kürzer machen.“

Stalin rief den Untersuchungsrichter persönlich zu sich und gab ihm Anweisungen und Instruktionen über die anzuwendenden Untersuchungsmethoden. Diese Methoden waren einfach: Prügel, Prügel und nochmals Prügel...

Wir hatten aber das Gefühl, daß die ganze Angelegenheit fragwürdig war. Wir kannten einige von diesen Leuten persönlich, da sie uns einmal behandelt hatten. Als wir diesen „Fall“ nach Stalins Tod prüften, fanden wir heraus, daß er von Anfang bis Ende ausgedacht war.

Dieser schmachliche „Fall“ war von Stalin inszeniert worden. Er hatte aber keine Zeit, um die Sache zu einem Abschluß zu bringen — einem Abschluß, wie er ihn sich dachte. Darum sind die Ärzte noch am Leben...

Selbstvergötterung und Größenwahn

Genossen! Der Persönlichkeitskult nahm derartige unglaubliche Formen, weil Stalin selbst unter Benutzung aller nur denkbaren Methoden die Glorifizierung seiner eigenen Person unterstützte. Das kann durch Tatsachen bewiesen werden. Das typischste Beispiel für Stalins Selbstvergötterung und für das Fehlen auch der elementarsten Bescheidenheit ist die Herausgabe seiner „Kurzbiographie“, die 1948 veröffentlicht wurde.

Dieses Buch ist der Ausdruck der ausschweifendsten Schmeichelei. Ein Beispiel, wie man einen Mann zum Gott macht, ihn in einen unfehlbaren Weisen verwandelt.

„Der größte Führer, der geschickteste Strategie aller Zeiten und Nationen.“ Es gab schließlich überhaupt keine Worte mehr, um Stalin noch weiter in den Himmel zu heben... Hier einige Beispiele mit Stalins eigener Handschrift, typisch für seine Einstellung:

„... Obgleich er seine Pflicht als Führer der Partei und des Volkes mit vollendetem Geschick erfüllte und sich der restlosen Unterstützung des ganzen Sowjetvolkes erfreute, gestattete Stalin nie, daß seine Arbeit auch nur im geringsten durch Eitelkeit, Selbsttäuschung oder Schmeichelei behindert wurde.“

Wann und wo konnte je ein Führer sich selbst so loben? Gehört sich das für einen Führer der marxistischen und leninistischen Tradition?...

In dem Entwurf des Buches war auch der folgende Satz enthalten: „Stalin ist der Lenin von heute“. Dieser Satz erschien Stalin als zu schwach. Darum änderte er ihn in seiner eigenen Handschrift wie folgt: „Lenins Werk wird von Stalin würdig weitergeführt, oder, wie es in der Partei heißt, Stalin ist der Lenin von heute.“ Ihr seht, wie schön das gesagt ist, aber nicht von der Nation, sondern von Stalin selbst...

Der militärische Genius

Besonders großzügig ist er mit Lobpreisungen, die seinen militärischen Genius, sein strategisches Talent betreffen. Hierüber zitiere ich eine weitere Eintragung von Stalin: „Die fortschrittlichen wissenschaftlichen Grundlagen der sowjetischen Kriegführung wurden weiterentwickelt durch den Genossen Stalin. Genosse Stalin entwickelte die Theorie von den ständigen Operationsfaktoren, die den Ausgang von Kriegen entscheiden, von aktiver Verteidigung und den Gesetzen von Gegenoffensive und Offensive, von der Zusammenarbeit aller Waffengattungen in der modernen Kriegführung, von der Rolle der Panzer und Luftkräfte im modernen Krieg und von der Artillerie als der gewichtigsten der schweren Waffen. In den verschiedenen Entwicklungsstufen des Krieges fand Stalins Genius die richtigen Lösungen, die alle Umstände der Lage in Betracht zogen.“

Und weiterhin schreibt Stalin: „Stalins militärische Meisterschaft wurde in der Verteidigung ebenso wie im Angriff deutlich. Das Genie des Genossen Stalin ermöglichte es ihm, die Pläne des Feindes zu ergründen und sie scheitern zu lassen. Die Schlachten, in denen Genosse Stalin die sowjetischen Armeen lenkte, sind brillante Beispiele für geschickte militärische Operationen.“

So wurde Stalin als Strategie gepriesen. Wer tat das? Stalin selbst, nicht in seiner Rolle als Strategie, sondern in der Rolle des Autors und Herausgebers, als einer der Schöpfer seiner Biographie, die ihn in den höchsten Tönen verherrlicht.

Das, Genossen, sind Tatsachen. Wir sollten vielmehr sagen, das sind schändliche Tatsachen...

Bekanntlich wurde der „Kurzlehrgang der Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion“ von einer Kommission des Zentralkomitees der Partei geschrieben.

Dieses Buch war übrigens auch durchsetzt mit dem Persönlichkeitskult; es wurde geschrieben von einer sorgfältig ausgesuchten Gruppe von Autoren. Diese Tatsache spiegelt sich in der folgenden Formulierung auf dem Korrekturabzug der „Kurzen Biographie Stalins“: „Eine Kommission des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion hat unter der Leitung des Genossen Stalin und seiner äußerst aktiven persönlichen Teilnahme einen „Kurzlehrgang der Geschichte der Kommunistischen Partei der gesamten Sowjetunion (Bolschewiken) zusammengestellt.“ Aber selbst dieser Satz befriedigte Stalin nicht; er wurde in der endgültigen Version der „Kurzen Biographie“ durch die folgende Formulierung ersetzt: „Im Jahre 1938 erschien das Buch ‚Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Kurzlehrgang‘, geschrieben von Genosse Stalin und gebilligt von einer Kommission des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.“

Ist da noch etwas hinzuzufügen?

Wie Sie sehen, verwandelte sich das von einer Gruppe geschaffene Werk in einer überraschenden Metamorphose in ein von Stalin geschriebenes Buch. Es ist nicht nötig, darauf einzugehen, wie und warum diese Metamorphose stattfand...

Welch eine Kartenspieler-Terminologie (Gelächter im Saal).

RECHTHABER

*Seine Meinung ist die rechte,
Wenn er spricht, müßt ihr verstummen,
Sonst erklärt er euch für Schlechte
Oder nennt euch gar die Dummen.*

*Leider sind dergleichen Strolche
Keine seltene Erscheinung.
Wer nicht taub, der meide solche
Ritter von der eignen Meinung.*

WILHELM BUSCH

BERLIN

*An der Nahtstelle
zwischen Terror und Freiheit*

In der letzten Ausgabe sprach ein Verliebter. Ein Mann, der eine Stadt liebt. Er sprach, wie es Verliebte zu tun pflegen: aus dem Herzen heraus und mit viel Überzeugung. Vielleicht ist es ihm gelungen, auch jenen unserer Leser diese Stadt Berlin näherzubringen — dem Herzen näher! —, die sie nicht kennen.

Aber diese Sicht hat ihre Einseitigkeit.

Die eine: In jenem Brief aus und über Berlin ist nur von Westberlin die Rede. Von jenem Teil der alten Reichshauptstadt, der in seinem Leben und Wirken der Welt westlicher Freiheit nahe beheimatet ist.

Die andere: Diesem Bild des Herzens muß in einer nüchtern-kühlen Zeit und vor einer barbarisch harten Situation im geistigen Kampf um die Wiedervereinigung unseres Landes das nüchterne Rüstzeug der Gedanken zugefügt werden, um das Bild vollständig zu machen.

Geschichte ja und nein

Berlin hat natürlich seine Geschichte. Es ist nicht von heute auf morgen entstanden. Seit etwa 1235 wird Berlin in den alten Urkunden erwähnt. Es wuchs langsam. Es wuchs mit Brandenburg, Preußen und Deutschland zu dem, was es geworden ist. Der Weg war nicht einfach. Krieg, Pest, „Besuche“ der Schweden, der Kaiserlichen, der Russen, der Franzosen waren alles andere als friedlich. Berlin hat das überstanden.

Berlin ist nicht aus sich selbst heraus gewachsen. Wie alle Großstädte verdankt es seine Größe dem Zuzug von außerhalb, aber wie nur wenige wurde Berlin von Menschen aus aller Herren Ländern geprägt. Im 15. Jahr-

hundert kamen mit den Hohenzollern die Bayern und Schwaben nach Berlin. Der Große Kurfürst bot im 17. Jahrhundert Holländern und Franzosen eine Heimat. Friedrich Wilhelm I. holte die Salzburger nach Berlin, und bis zu Beginn des letzten großen Krieges strömten die Menschen aus allen Teilen Deutschlands in die Hauptstadt. Nicht umsonst lästert der Volksmund, daß die besten Berliner aus Breslau stammen würden.

Wer Berlin und seine Geschichte nur durch die Vorstellung „Berlin ist eine Verwaltungsstadt“ sieht, sieht falsch. Wissenschaft und Kunst haben auch hier eine Heimat, deren Ausstrahlung historische Bedeutung hatte: Schlüter, Schadow, Rauch, Schinkel, Lessing, E. T. A. Hoffmann, die Gebrüder Humboldt, die Brüder Grimm, der große Jurist Savigny, Heinrich von Kleist und der Turnvater Jahn — sie alle gehören zur Geschichte dieser Stadt genauso und manchmal vielleicht mehr als die preußische Garde und der so oft so viel beschriene und manchmal so einseitig gedeutete „preußische Geist“.

Berlin hat seine Geschichte, ja, aber Berlin lebte nie aus dieser Geschichte oder dem Gefühl für Tradition allein. Der Ruf der Berliner, durch ihre Nüchternheit, die Schärfe ihres Intellekts und ihrer Zunge geprägt, ist nicht ohne Grund so. Diese immer weiteraufblühende, immer vorwärtstrebende, immer dynamische Stadt ist in jeder Stunde ihrer Geschichte über ihre Geschichte hinaus nach vorne gegangen. Hier gab es kein Stehenbleiben und Zurückblicken, hier gab es kein Ausruhen auf noch so schwellenden Polstern vergangenen Ruhmes. Der Blick Berlins war immer nach vorne gerichtet.

Und so ist das bis heute geblieben.



Brandenburger Tor



Ostberlin — Sowjetdenkmal in Treptow

„Sind das deutsche Autos?“

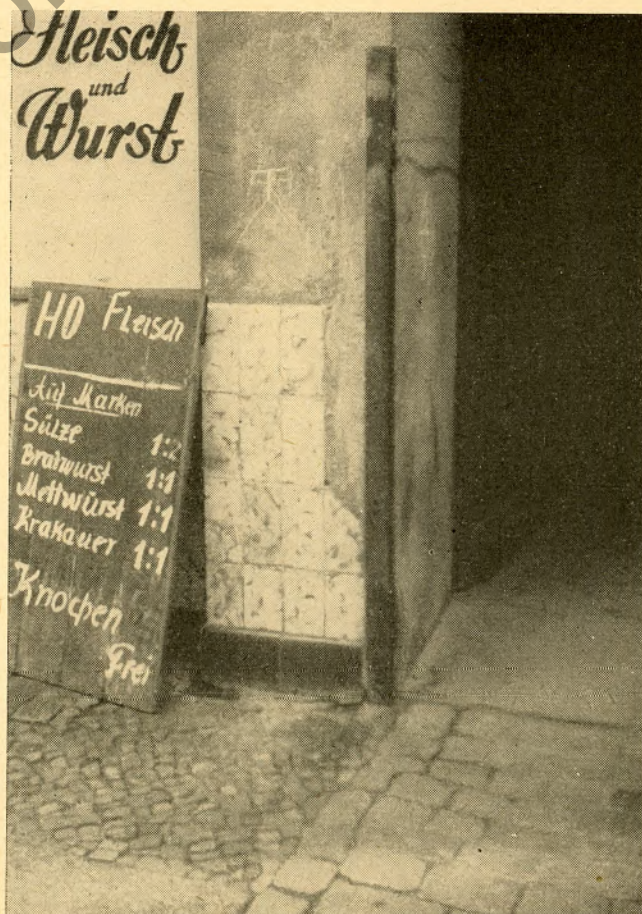
Mitte April 1956 trafen sich in Berlin zur Bundestagung der deutschen Werkjournalisten Männer und Frauen, die in den Betrieben der Bundesrepublik und Westberlins Werkzeitschriften für ihre Mitarbeiter gestalten. Ein Großteil von ihnen nutzte die Gelegenheit, über das westliche Schaufenster hinaus in die Welt Mitteldeutschlands hineinzuschauen. Wer diese Leute — man sagt den Publizisten eine Menge Kaltschnäuzigkeit nach — bei ihrer Fahrt und ihren Gängen durch den Ostsektor Berlins beobachtet hat, wer den Unterschied gespürt hat zwischen dem unbeschwerten Aufbrechen zu einer kurzen Besichtigungsfahrt und dem nachdenklichen Zurückkommen in die „westliche Geborgenheit“, dem ist deutlich geworden, wie stark selbst ein kurzer Besuch durch jene Lücke hindurch wirksam ist, die in Berlin den Eisernen Vorhang hat. Wie fast immer in ungewöhnlichen Situationen, gab es auch hierbei „Fehlschaltungen“. Vielleicht sind sie typisch für die Reaktion des Bundesbürgers auf das „ungewohnte“ Klima im „Demokratischen Sektor“ Berlins. Zwei dieser Fehlschaltungen seien genannt, die eine von peinlicher Komik, die andere von hilfloser Tragik gezeichnet:

Draußen im Treptower Park steht, von bedrückender Gewalt, das Denkmal der Roten Armee. Letzte grausige Sinngebung für den Marmor der neuen Reichskanzlei, der hier wieder verbaut worden ist. Eine Mahnstätte, deren gewaltige Anlage der gewaltigen Ohnmacht der Besiegten entspricht, hoch überragt von dem riesigen steinernen Sowjetsoldaten, der der „Schützer“ ist der Hilflosen und Unterdrückten. Wohl an keinem Ort in Deutschland wird dem Denkenden die historische Bedeutung des Jahres 1945 so klar wie hier. Darüber hinaus: Kein Deutscher kann sich mit diesem Denkmal ohne Scham und ohne Gefühle der Gegnerschaft gegen das System der Unfreiheit, das es verkörpert, identifizieren... und davor stand dann ein biederer Bundesbürger in leicht heldischer Pose und ließ sich für die Familienchronik oder für die Kegelrunde foto-

grafieren! Ein Teil seiner Kollegen, mehr Taktgefühl als er im Leibe, war der grotesk-peinlichen Situation seelisch nicht gewachsen, machte kehrt und strebte den Bussen zu. Sie begegneten einer asiatischen Delegation — undurchdringliche Gesichter über einem riesigen Kranz mit brennendroter Schleife, den sie zu jenem Mahnmal schlepten...

Und der zweite Fall: Draußen vor dem Mahnmal standen drei jüngere Journalisten, eine Frau und zwei Männer. Sie hatten sich dem Bannkreis der Granitblöcke entzogen mit der Absicht, zu sprechen mit den Menschen aus Zone und Sowjetsektor, die da draußen vorbei ihres Weges gingen. Sie brachten es nicht fertig. Sie hörten zwar ein kleines Kind zu seiner Mutter sagen, während es auf die chromglitzernden Omnibusse deutete: „Mutti, sind das deutsche Autos?“ Aber sie trauten sich nicht, von sich aus die Antwort zu geben und in persönlichem Wort die Brücke zwischen hüben und drüben zu schlagen. Sie — bundesrepublikanische Bürger, plötzlich gegenübergestellt den Tatsachen der deutschen Trennung — waren zu verwirrt, hatten nicht den Mut, eine ganz normale Unterhaltung anzufangen. Sie: Journalisten, Menschen, die durch ihren Beruf dazu gezwungen sind, tagtäglich mit Wildfremden direkt oder über Dolmetscher über die schwierigsten Themen zu verhandeln oder zu interviewen. Zwischen jenen drei Deutschen aus dem Gebiet des Wirtschaftswunders und dem kleinen Kind an der Hand seiner Mutter, zwischen ihnen und all den Passanten, die dort vorbeigingen, stand die deutsche Trennung wie eine Mauer. Elf Jahre verschiedenster Entwicklung, Propaganda von hüben und drüben, verschiedene Wortschätze, Nichtwissen um das Innen des anderen — all das war stärker als die gemein-

Ostberlin — Linienstraße, Dez. 1955





Eberswalde bei Berlin, Okt. 1955 — Anstehen nach Fisch

same Muttersprache, stärker auch als der Wille zum Gemeinsamen, der in ihnen lebte wie in jedem, dem die Wiedervereinigung unseres Landes am Herzen liegt.

Ostberliner Streiflichter

Es waren viele Augen, die den westdeutschen Omnibussen folgten. Ihr Ausdruck war nur in wenigen Fällen zu deuten. Stumpfheit, Neugierde, Sehnsucht, Neid, Fremdheit — all das ging durcheinander. Die Menschen drüben: kaum zerlumpte Gestalten oder ähnliches, vielleicht ein Mangel an Wohlhabenheit oder an persönlicher modischer Note.

Größer war der Unterschied für den Westdeutschen, der seine glanzvollen neuen oder zum mindesten renovierten Fassaden gewöhnt ist, wenn er die Häuser betrachtete. Kaum oder nur wenig renoviert, da noch Tarnanstrich, dort vom Alter und von mangelnder Pflege bröckelndes Mauerwerk. Natürlich wird auch drüben gebaut. Seit einiger Zeit werden sogar Wohnungsneubauten aufgezogen, die zuerst hinter den pompösen Verwaltungsbauten zurückstehen mußten. Aber das Tempo ist langsamer. Materialmangel, Funktionärsschlamperei, die „Vordringlichkeit“ vieler anderer Dinge verhindern ein Gleichziehen.

Erschreckend der Anblick der Stalinallee. Machtvolle blockige Fassaden, gefrorene Ornamente, auf gewaltsam und gewaltig gegliederten Mauerflächen Schilder, daß in diesem Block Mitglieder eines Rundfunk- und Zeitungskollektivs, dort andere „fortschrittliche Kräfte“ wohnen würden — und dahinter die Wirklichkeit: Trümmer.



Ostberlin — 1955 vor einem HO-Laden in Berlin-Pankow

Kolumbushaus am Potsdamer Platz.
„Dieses Haus wurde am 17. Juni 1953 von faschistischen Provokateuren aus Westberlin ausgeraubt, demoliert und in Brand gesteckt!“





Straßenbild in Ostberlin, November 1955

Ostberlin — Stalinallee



Gewiß, der neuen elastischeren Linie ist auch der Stil dieser Stalinallee in der Selbstkritik zum Opfer gefallen. Ob auch der Geist?

Die Spruchbänder und Plakate sind weniger geworden. Aber diese typischen Zeichen volksdemokratischer Öffentlichkeitsarbeit sind nicht verschwunden. Einer der Journalisten schrieb: „...verkünden neue, teilweise militante Parolen: Kampf gegen die Imperialisten, Verteidigung der Errungenschaften, Schutz des Arbeiter- und Bauernstaates, oder: Freiwillige ans Gewehr — an das der Volkspolizei, der neuen Wehrmacht, der Betriebskampfgruppen, der Gesellschaft für Sport und Technik usw. Es wird viel gekämpft, viel verteidigt, viel erobert, viel an die Wehrebereitschaft appelliert. Auf Spruchbändern. Die breite Masse liest den Phrasenwulst, lächelt, wenn sie unbeobachtet ist, bleibt ernst, wenn man des Nachbarn Gesinnung nicht kennt. Der in vergangenen Tagen sogenannte „deutsche Blick“ hat in Ostberlin die Zeit überdauert. Man schielt nach hinten, bevor man den Mund aufmacht...“

Der Hintergrund

Es wäre kein Kunststück: man könnte aus den ersten Eindrücken des Westdeutschen, aus der persönlichen Erschütterung des in Freiheit Lebenden, aus dem vielen, was man

aus mancherlei Propaganda gelernt hat und was den persönlichen Eindruck nur zu eindeutig abrundet, leicht eine rührende Story machen. Asien würde dann am Brandenburger Tor beginnen; jenseits der unsichtbaren Scheidelinie würde man die Menschen in einem Leben ohne Lächeln schildern oder sie gar — oder einen großen Prozentsatz — zu den finsternen und blutgierigen Anhängern eines Terrorsystems ohne Gnade, ohne Ausnahme und ohne Menschlichkeit machen.

Das wäre leicht.

Wir wollen es nicht tun. Nicht nur deshalb, weil es, wie jedes einseitige Bild, der Wahrheit widerspricht, sondern auch deshalb, weil wir aus dem Zeichnen eines falschen Bildes einmal schreckliche Konsequenzen ziehen können. Ich denke mit leichtem Gruseln an die Tage, da der Bundeskanzler in Moskau war. Es war jene Zeit, als seit langem erstmals westdeutsche Publizisten in Moskau spazierengehen und schreiben durften. Man konnte da recht Erstaunliches in den Gazetten lesen. Mit journalistischen Böllerschüssen wurde die Entdeckung des ersten lachenden Sowjetbürgers gefeiert. In kindlichem Erstaunen schrieben die Zeitungen und Zeitschriften von der Tatsache, daß man sich auch jenseits des Eisernen Vorhangs amüsiert, daß die Leute dort — viel fehlte nicht an solchen Formulierungen — sogar Kleider am Leibe haben und wahrscheinlich eine Zahnbürste benutzen.

Solche Art Publizistik erinnert mich an die entzückende Anekdote von den ersten großdeutschen Kriegsgefangenen, die direkt aus Afrika in irgendeinem US-Südstaat hinter Stacheldraht lebten. Sie wurden zum Ausflugsziel der Leute von nah und fern, und mancher einfache farbige US-Bürger, dessen Vorstellungen von dem bösen Weltfeind Nummer 1 nur durch allzu happige Propagandaartikel und Comics Stripes geprägt worden waren, soll baß erstaunt gewesen sein, daß diese Männer hinter Stacheldraht keine Wotanshörner an den Köpfen trugen. Warum diese Abschwefung? Nun — jede Schwarzweißmalerei ist falsch. Sie ist falsch, weil bei ihrer irgendwann einmal folgenden Korrektur nicht nur die Grautöne ins Foto eingefügt werden, sondern weil mit der Korrektur allzu vordergründiger Primitivvorstellungen dann allzu leicht das „Dort scheint's ja gar nicht so schlimm zu sein“ kommt — jene Auffassung, die geeignet ist, vom Kern der Dinge wegzuführen und die Widerstandskraft gegenüber den Fragen, um die es wirklich geht, zu schwächen. Darüber sollte sich jeder Gedanken machen, den es um Berlin, um Gesamtdeutschland und um den deutschen Menschen ernst ist.

Und Berlin? Berlin — Gesamtberlin — ist deutsch! Genauso deutsch wie das Land der Sowjetzone und seiner Menschen, genauso deutsch wie die Ostgebiete bis nach Ostpreußen hinauf. Wir werden das nicht vergessen! Manchmal fehlten uns der Mut und die Kraft, die Hand auszustrecken nach drüben. Wir werden aber auch nicht vergessen dürfen, daß in diesem deutschen Raum nicht nur mit Regimentern und Divisionen, sondern auch mit geistigen Brigaden der große Aufmarsch gegen die Freiheit laufend verstärkt wird.

Wir wissen nichts mehr voneinander

Vor einiger Zeit hatte ich in unserer Lehrwerkstatt ein erschütterndes Erlebnis:

Wir saßen mit einem Rundfunkreporter zusammen. Um uns herum saß ein Dutzend Lehrlinge. Sie wurden gefragt: „Was weißt du von Dresden? von Leipzig? von Ostpreußen? von Sachsen?“ Niemand gab eine Antwort. Deutsche Jungen von 16, 17 Jahren wissen nichts mehr



Ostberlin, 15. Januar 1956.
Aufmarsch bewaffneter Kampfgruppen und GST-Einheiten
auf dem Zentralfriedhof Berlin-Lichtenberg

von den deutschen Brüdern und deutschen Städten und deutschen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang zu sagen!

Und die Jungen „drüben“? Man braucht nur die Zeitungen der sowjetisch besetzten Zone zu lesen, um zu wissen, daß sie von Westdeutschland nichts wissen können — außer: daß hier ein Land des Monopolkapitalismus ist, in dem die Arbeiterschaft unter dem Terror der Junker und Schlotbarone dahinvegetiert. So wird es ihnen eingehämmert.

Elf Jahre sind eine lange Zeit! Auch diejenigen, die jetzt 25 und 30 Jahre alt sind, wissen nicht, was „der Westen“ ist. Hierzu erklärte einer, der es wissen muß:

„Die Leute, die jetzt zwischen 25 und 30 Jahre alt sind, haben bewußt niemals Zeiten miterlebt, die wir im Westen normal nennen. Es sind Geschöpfe der Dämmerung.“

Halten sie, so fragten wir, noch am Westen fest?

„Ja. Was sie vor allem das Band mit dem Westen nicht verlieren läßt, ist die Hoffnung auf Wiedervereinigung. Sonst würden sie sofort in den Westen fliehen, was aber in der letzten Zeit immer mehr erschwert wurde. Sie tragen die Idee der Wiedervereinigung in ihrem Herzen und ertragen den heutigen Zustand, sogar auf die Gefahr hin, immer größere Konzessionen an das Regime machen zu müssen. Um seine bescheidene Existenz nicht aufs Spiel zu setzen, ist man gezwungen, sich positiv zu äußern oder wenigstens neutral zu sein, selbst seinen Freunden, Verwandten und sogar eigenen Kindern gegenüber, die als

1. Mai in Ostberlin. Schützenpanzerwagen der „Nationalen Volksarmee“





Ostberlin, Februar 1956
Ausgabe von Maschinenpistolen an Betriebskampfguppen

Spione mißbraucht werden könnten. Bei Zusammenkünften lügt der Redner; der Zuhörer, nach seiner Meinung befragt, lügt ebenfalls; beide wissen, daß sie lügen und lügen müssen.“

Ist eine schnelle Veränderung spürbar, wenn die jungen Leute nach dem Westen fliehen?

„Nein. Das erste, was auffällt, ist, daß sie einen vollkommenen Mangel an Initiative haben. Sie sind daran gewöhnt, daß alles von oben herab befohlen wird. Sie stehen im Westen hilflos wie vor einem Vakuum. Mit der goldenen Freiheit wissen sie nichts anzufangen. Manchmal kehren sie aus Angst vor diesem Vakuum in den Osten zurück, wo alles geregelt wird.“

Kann man sagen, daß die Mehrheit der akademischen Jugend mehr oder weniger für das Regime ist?

„Noch nicht. Ursache sind die Kirchen, in denen manches junge Herz einen Zufluchtsort findet. Die Kommunisten wissen dies natürlich, deshalb wird der Druck auf die Kirchen immer größer.“

Vor allem natürlich, soweit es sich um die jüngeren handelt?

„Ja. Die Kommunisten setzen auf die Jugend. Sie haben eine eigene Jugendweihe eingeführt und lassen verlauten, daß man sich dieser unterziehen müsse, wolle man nicht selber samt seiner Familie allerlei Nachteilen ausgesetzt sein. Der Gewissenskonflikt um die Jugendweihe ist der brennendste unter der jüngeren Generation.“

Was für propagandistische Fehler macht der Westen?

„Der Westen glaubt, sich die Zuneigung der Bevölkerung zu erwerben, indem er alles, was in der Zone geschieht, als minderwertig darstellt. Man kann niemand glücklich machen, indem man jeden Tag im Rundfunk sagt, daß buchstäblich alles um ihn herum schlecht ist. Auch die Zone hat im Laufe der Zeit wirtschaftliche Erfolge er-

rungen, und wenn von westlicher Seite diese Tatsache einfach geleugnet wird, dann empfinden viele Arbeiter dies als eine ungerechtfertigte Kritik ihrer persönlichen Leistungen.“

Was erwartet die Bevölkerung vom Westen?

„Neben unaufhörlichem Bemühen für die Wiedervereinigung besonders moralische Unterstützung. Man hat in weiten Kreisen in der Zone das Gefühl, daß der Osten fortwährend im Angriff ist und der Westen sich mit einer Abwehrrolle zufriedengibt. Jede Erklärung von westlichen Staatsmännern, daß der Westen nicht ruhen wird, bevor die Wiedervereinigung erreicht ist, wird dankbar begrüßt. Man kann dies nicht oft genug wiederholen.“

Worauf gehen ihre Schlußfolgerungen hinaus?

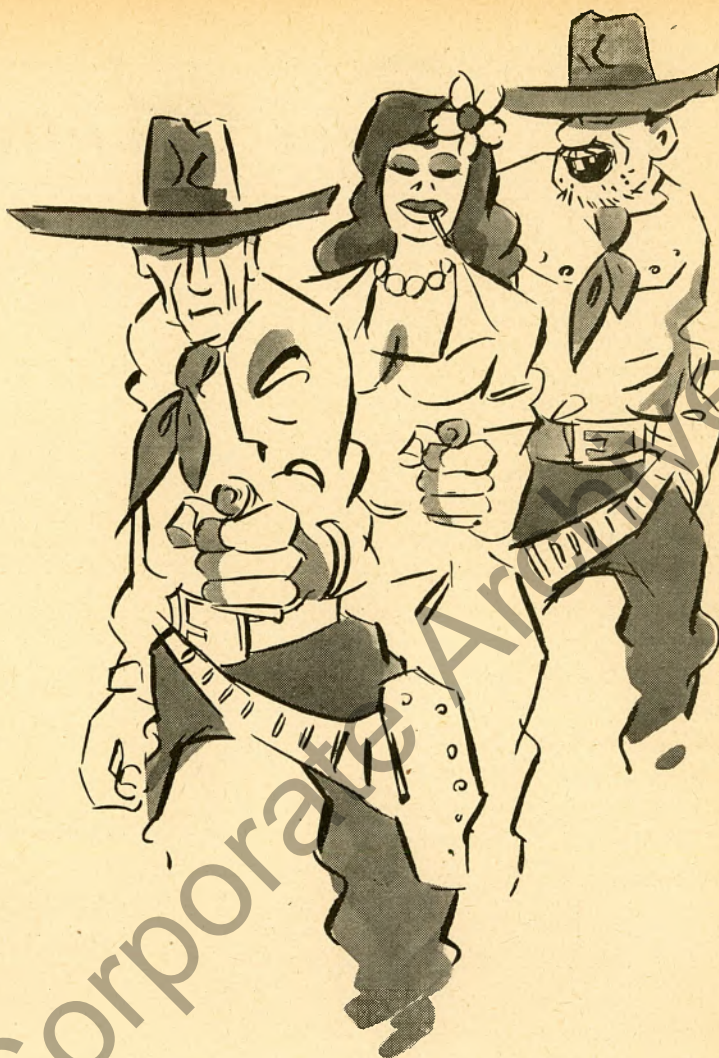
„Die übergroße Mehrzahl ist gegen das Regime, aber die Zeit arbeitet für die Kommunisten, da eine kommunistisch erzogene Jugend heranwächst und die Bevölkerung der beiden Hälften Deutschlands einander sich immer mehr fremd wird. Heute erbrächte eine freie Wahl nur 6 bis 8 Prozent Stimmen für die Kommunisten, in zehn Jahren wahrscheinlich erheblich mehr. Die Frage der Wiedervereinigung ist nicht nur für die Bundesrepublik, sondern für den ganzen Westen sehr wichtig. Wenn die Moral in der Zone zusammenbricht, die Menschen dort verzweifeln, wird dies für die ganze westliche Position ernsteste Folgen haben. Man kann mit der Wiedervereinigung nicht zu lange warten, da dies dem Westen zu große Gefahren brächte.“

Die Angst des Westens, die Probleme anzusprechen, hat dem Gedanken des Westens viel Gelände verloren. Aber schon der Gedanke an unsere Brüder in Mittel- und Ostdeutschland ist unbequem. Man erinnert sich in der Ära des Wirtschaftswunders nicht gern armer Verwandter! Man kaufte sein Gewissen frei mit einem unwillig gezahlten Notopfer und mit dem Feiertag des 17. Juni. Das ist alles! Soll das alles bleiben?

Sowjetzonale Lufthansa, Flugplatz Schönefeld bei Berlin



Revolverkino



Aus dem lauwarmen Colt, der auf den Plakaten vor dem Revolverkino abgebildet ist, raucht vorne sinnig der Namenszug „Jenny“ heraus. Mit frostiger Glaspapierhaut, die sich prächtig zum Abschmiegeln der kantigen Heldenköpfe eignen würde, betrachtet der Beschauer die ausgehängten Bilder der Voranzeigen. Er blickt erschauernd abwechselnd in die tadellos gereinigten Mündungen sechsschüssiger Smith-Wesson, die direkt auf seine Kennkarte zielen, in die lockenden Kinsey-Schluchten blonder Pistolenvamps und auf die zerschmetterte Inneneinrichtung der Texasbar „Zum räudigen Eisbein“. Und dann löst er sich kurz entschlossen eine Karte zu dem sensationellen Banditenfilm „Morgenstund hat Blei im Bauch“.

Ein echter Revolverfilm beginnt fast immer mit einem galoppierenden Reiter, der von der Filmleinwand rechts unten direkt in die billigen Parkettplätze hineinsprengt. Im Hintergrund die Blauen Berge. Mit fünf Schritt Abstand und Zwischenraum folgt des Helden getreuer, aber älterer Freund, der nur drei Finger hat, einen Bart wie wildegewachsenes Sauerkraut und einen knochentrockenen Humor „extra dry“. Nachdem die zwei durch die aufspritzende Wasserflut parforciert sind, gelangen sie in die staubige Hauptstraße von Bloody Hill. Dort binden sie ihre Mustangs an ein Geländer, das sich unter der Balkonveranda befindet. Dies ist notwendig, weil im dritten Akt eine Szene vorkommt, bei der sie mit geöffneten Staffeleibeißen aus dem Zimmer der Colorado-Lilly direkt auf die parkenden Pferderücken springen.

Vorerst aber steht der Held an der Bar und läßt sich von der mäßig beleumundeten Lilly bedienen, die aber absichtlich so tief gesunken ist, weil sie für ihren lungenkranken Bruder Geld verdienen muß. Dann kommt der Bösewicht und sagt: „Was, du willst mir einen Drink ausschlagen? Kalkuliere, du willst von weitem trinken.“ Dann folgt ein Boxkampf, bei dem

man die klatschenden Schläge bis nach San Antonio (Bezirksamt Kentucky) hört. Wenn der Schurke hin ist, greift er tückisch nach dem Colt. Dies sieht wiederum in dem großen Spiegel über der Bar der Dreifingeremann. Blitzschnell zieht er seine Kugelspritze und pumpt den schuftigen Slim so voll Blei, daß dieser durch das erhöhte spezifische Gewicht zwangsläufig zu Boden geht. Durch seine zersiebte Brust scheinen die letzten Strahlen der Abendsonne. Starkes Aufschnafen auf den billigen Plätzen zeugt von der Genugtuung der männlichen Kinobesucher, die von ihren Bräuten prüfend am Oberarm angefaßt werden.

In der Schlussszene geht ein Cowboy mit gemäßigten Biedermeierbeißen durch die menschenleere Hauptstraße, denn im Gefängnis schmachtet sein Freund. Gerade wie er gehängt werden soll, entdeckt er noch schnell, daß die Zellenstäbe genau so weit auseinander sind, daß er mühelos den Wächter heranlocken, niederschlagen und der Schlüssel berauben kann. Das Pferd aber steht mit ein-

geschaltetem Taxameter schon an der hinteren Tür. Jetzt beginnt die Knallerei. 16 Schüsse fallen, 18 Banditen sinken aus ihren Sätteln. Die eine Hand ist weiß, die andere braun, denn er trägt Handschuhe und schießt aus der Hüfte. Nach der letzten Patrone bläst er das Rauchwölkchen von der Revolvermündung und galoppiert zur Lilly. Er legt die Aufschluchzende quer auf den Sattel wie einen zarten blonden Maltersack. Dann reitet er in den Abend hinein, knapp an der Sonne vorbei. Den Dreifingerbob aber, der den Abmarsch deckte, hat's erwischt. Mit fünf Unzen Blei in der Milzgegend macht er sich auf die große Reise. Sterbend verlangt er noch eine auf C-Dur gestimmte Mundharmonika, um dem jungen Paar das letzte Liebeslied zu spielen, „Braune Rose, jippi, jippi jei“. So treu ist er. Wenn der Film zu Ende ist, verlassen 124 junge Helden stumm und mit schleppenden Schritten das Kino. Ein paar Schurken sind auch darunter. Well!

Mit freundlicher Genehmigung des Süddeutschen Verlags München aus „Das Letzte von Blasius“.

Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Allenthalben große Freude:
Wieder Schritt nach vorn getan!
Neues Stahlwerk in Stockheide
lief mit erstem Ofen an!
Zweiter Ofen auch bald fertig,
Neubauzeit war ein Rekord.
Unsere Hütte gegenwärtig
schmeißt die Rohstoffesseln fort.
Der Bedarf wird selbst gewonnen,
Herr sind wir im eignen Haus.
150 000 Tonnen
Rohstahl spuckt die Hütte aus.
Immer schneller drehn die Räder.
Und am schönsten: Vom Profit
kriegt auf unserer Hütte jeder
'nen gehörigen Batzen mit!

Rationalisierung zeigt:
Wohlstandpegel weiter steigt!

Wenn wir schalten, wenn wir walten,
daß die Arbeit Früchte trägt,
denken wir auch an die Alten,
deren Hand sich nicht mehr regt.
Pensionären, Invaliden,
die der Hütte treu gedient,
wird der Lebensabendfrieden
schließlich von uns mitverdient.
Wie Westfalenhütte allen
Pensionären treu steht bei,
hat mir äußerst gut gefallen.
Lest's auch ihr! Und denkt dabei:
Jeder, der der Arbeit Schwere
spielend meistert noch, der will
einst im Heer der Pensionäre
einen Feierabend still.

Wer die Alten nicht vergißt,
selber nie vergessen ist!

Von den Alten zu den Jungen:
Auf Burg Freusburg wird zur Zeit
frisch getollt und froh gesungen,
wie's ein Jungenherz erfreut.
Arbeitsmüh und Tagesschaffen
sind vergessen vorderhand.
Neue Kräfte gilt's zu raffen
in dem schönen Siegerland.

Spiel und Sport und Wanderungen
füllen Urlaubstage aus,
machen froh und stark die Jungen,
schicken sie gesund nach Haus.
Gönnt der Jugend das Vergnügen;
's währt ja doch nur kurze Zeit.
Um so leichter fällt das Fügen
nach der Ungebundenheit.

Junger Most will vor dem Wein
richtig ausgegoren sein!

Borsigviertel Fahnen hißte.
Groß und klein im Freudentanz.
Jeder die Borussen grüßte,
die erkämpft den Meisterkranz!
Alle waren auf den Beinen,
stimmten in den Jubel ein.
Und der Fremde mußte meinen,
Borsigplatz sei ein Verein!
Das Geheimnis vom Getue:
Mancher Fußballkönig trat
seine ersten Fußballschuhe
in Hoesch's schöner Kampfbahn platt.
Ergo grüßen wir mit Rechten
„unsere“ Borussia.
Mit dem Wunsch, Borussen möchten
hüten die „Viktoria“!

Dreimal hoch! Hipp, hipp, hurra
Hoeschviertels Borussia!

Nicht nur die Borussen zollen
der Hoesch-Kampfbahn Dank und Ehr',
dieser einzig-wundervollen
Insel in dem Schornsteinmeer.
Fußball, Handball, Tennis, Schwimmen,
Rollschuhlauf und Radrennsport —
jeder kann hier selbst bestimmen
„seinen“ Sport am gleichen Ort.
Wem's nicht Spaß macht, Sport zu treiben,
sei's, er wär zu jung — zu alt,
nun, der läßt es eben bleiben,
geht spazieren in Park und Wald.
Eine einzige Gegengabe
bittet sich die Hütte aus:
Jeder Augenmerk drauf habe,
daß der Rowdy fliegt hinaus!

Dies wär's wieder mal für heut.
Nächstens mehr. — Adschüß, ihr Leut!



**Unterschreibe nur,
was Du verantworten kannst!**



thyssenkrupp Corporate Archives